Die Chronik

des

fahrenden Schülers.

H. König

Die Chronik des fahrenden Schülers

erstlich beschrieben von dem

weil. Meister Clemens Brentano.

Vorwort.

Gehört Clemens Brentano's Chronika eines fahrenden Schülers „zu dem Schönsten und Vollendetsten, was überhaupt im Geiste altdeutscher, christlicher Poesie jemals in neudeutscher Sprache geschrieben wurde," so bedarf es zur Rechtfertigung vorliegender Ausgabe, welche der Dichtung auch äußerlich jene ihrem inneren Wesen entsprechende, altdeutsche Ausstattung in Schrift und Bild gewähren soll, keines weiteren erklärenden Wortes.

Bei der Wahl zwischen den beiden Originalfassungen, welche Brentano seinem Meisterwerk im Laufe der Zeit gegeben hat, und von welchen wir die ältere vor Kurzem zum ersten Mal in einer gelehrten Zeitschrift veröffentlichten, haben wir geglaubt uns im Wesentlichen eben für jene ältere entscheiden zu sollen. Sie hat nicht allein den mehr äußerlichen Vortheil weiterer Ausspinnung des geschichtlichen Fadens für sich, sondern weist auch im Geist der Sprache eine größere Einfachheit und ursprünglichere Anmuth auf. Da indeß der jüngeren Bearbeitung großartige Vorzüge nicht abzusprechen sind, drängte sich der Gedanke von selbst auf, Brentano durch Brentano, d. h. die ältere Chronika durch die jüngere zu ergänzen. Oder welcher Leser würde in einem Buche mit dem Titel der Chronika nicht mit Unwillen und Bedauern eben jene Stellen vermissen, welche ihm seit Jahren als die Hauptschönheiten der lieblichen Dichtung bekannt waren?

Unter diesen vom Dichter seinem Strauße erst später eingefügten Wunderblumen sind es besonders drei, deren wir um keinen Preis entrathen möchten. Die Schilderung der Mutterliebe, die Beschreibung des Sonnenaufgangs und die Erzählung des Todes der Mutter mögen in ihrer Ausführlichkeit für das geübtere Auge wohl etwas von Absichtlichkeit zur Schau tragen, sie sind und bleiben darum doch Diamanten von reinstem Wasser und unschätzbarem

Werthe. Die verständnißvolle Einfügung dieser Juwelen in das ursprünglich einfacher gehaltene Diadem der Chronika erschien uns daher nicht bloß als eine Pflicht dem Leser gegenüber, sondern auch in Betreff der Dichtung selbst mehr als ein Akt der Pietät, denn als ein anmaßendes Eingreifen in die Zartheit ihres Gewebes.

Um jedoch selbst äußerlich jede verpönte Vermengung von Alt und Neu, jeden Anschein unkritischen Einschmuggelns späterer Ausführungen in die ursprüngliche Fassung zu vermeiden, haben wir Sorge getragen, daß Anfang und Schluß der jeweiligen Einschaltung durch ein besonderes Zeichen (¶) als solche kenntlich gemacht wurden. Daß wir uns streng gehütet, auch nur ein Wörtlein eigener Erfindung in den Text der Erzählung zu bringen, bedarf wohl keiner ausdrücklichen Betheuerung.

Indem wir dieser gestalt bei der Besorgung vorliegender Prachtausgabe uns vorzüglich den Genuß des Lesers als Ziel setzten und die Erhöhung dieses Genusses in soweit anstrebten, als eine vernünftige Kritik dies zu erlauben schien, verweisen wir Jene, denen es um eine genaue, kritisch-exakte Kenntniß des alten Chronikafragmentes, seine Entstehung und Geschichte zu thun ist, auf die „Stimmen aus Maria-Laach“ Bd. XIX f.

Und somit: Segne dich Gott, liebwerther Leser! und lasse auch dieses Buch dir ein neuer Antrieb werden, Ihn immer mehr zu loben und zu lieben in dankbarer Herzensfreude und demüthigem Gehorsam. Lebe wohl!

Hie hebet an die Chronika des fahrenden Schülers, erstlich beschrieben von dem Weil. Meister Clemens Brentano.

In dem Jahre, da man zählte nach Christi unsers lieben Herrn Geburt 1358 im lieblichen Monat Mai, hörte ich, Johannes, die Schwalbe früh an meinem Kammerfenster singen, als ich erwachte und ward innig durch den Morgengesang des Vögeleins erbaut, bedachte auch auf meinem Lager, wie die Schwalbe in ewiger Seligkeit lebt, gegen den kalten Winter in ferne wärmere Lande zieht, und, der Heimath getreu, gegen den Frühling wiederkehrt; so nicht der Mensch, der wohl viel Leid und Weh im Herzen erdulden muß, ehe ihm wieder ein freundliches Glück, ein Frühling erblüht.

Da ich so in meinen einfältigen Betrachtungen versunken war und das Vögelein auf seine Art auch immer fortfantasirte, wär' ich beinahe wieder eingeschlummert, als die Wächter auf dem Münster bliesen, welches ich vorher noch nie gehört hatte, da ich in Straßburg so früh noch nicht erwacht war. Es ward mir auch da sehr wehmüthig um das Herz, denn mir fiel ein, wie nun heute mein zwanzigster Geburtstag angekommen war, u. wie mir es viel besser geworden, als die letzten Jahre, wo ich meinen lieben Geburtstag wohl auf freiem Felde, in einem zerrissenen Mäntelein empfangen u. mit einem Bissen Almosenbrod bewirthen mußte. So ist es doch eine Freude, einen Geburtstag zu haben, dachte ich bei mir selbsten und glaubte wohl in meiner Einfalt, die Schwalbe sei nur gekommen, mir Glück zu wünschen, wie auch der Thürmer nur allein geblasen habe, mir eine Ehre zu erweisen, was doch ein eitler Wahn gewesen, da die Schwalbe blos ihrer eignen Frühlingslust wegen gesungen u. der Thürmer vielleicht gerne noch eine Stunde geschlafen hätte, wenn er seinem Amte gemäß nicht um vier Uhr des Morgens blasen müßte.

Da die Bäume nun so anmuthig mit ihrem zarten Laube vor meinem Stüblein im Garten rauschten, sprang ich von meinem Lager und kleidete mich nicht ohne Thränen in mein neues Gewand an, welches mir mein gütiger Ritter verehret und gestern Abend durch seinen Diener auf die Kammer geschickt hatte. Es war dies aber ein feines Wammes und ein zierliches Unterkleid, so ich vorher nie getragen und ich kam mir ganz wunderbar und stolz vor, doch währete meine Eitelkeit nicht lange. Mein zerrissenes Mäntelein, welches ich als einen Vorhang an das Fenster gehängt hatte, erleuchtete sich durch den Sonnenschein, und es war mir, als seien alle seine Löcher so viel Lippen und alle seine Fetzen so viel Zungen, die mich meiner früheren Hoffart zeihen wollten.

Ich nahm mein Mäntelein herab und legte es um und gedachte, indem ich die Treppe hinab in den Garten ging: wie ich ein armer fahrender Schüler gewesen bin, so werde ich immer ein armer fahrender Schüler bleiben, denn auf Erden sind wir Alle arm und müssen mannigfach mit unserem Leben herumwandeln und immer lernen und bleiben doch arme Schüler.

Da ich nun in den Garten gekommen war, den ich vorher auch noch nicht gesehen, denn mein gnädiger Herr Ritter war den Abend spät angekommen und ich im Dunkeln nach meinem Gemach in das Sommerhäuslein geführt worden, da ergriff mich nun neuerdings eine wunderbarliche Unruhe, denn ich war herabgegangen, um meine Morgenandacht im Freien zu verrichten, fand mich aber von dem schönen Garten und dem freundlichen Sonnenschein fast eben so sehr wie von meinem neuen Gewand überrascht. Ich fand mich gleich einem neugebornen Kindlein, welches noch nicht beten kann und erst durch einige Erfahrung in der Süßigkeit des Lebens seine Händlein zum Danke falten lernet. Der fröhliche Mai, das lustige Singen der Vöglein, der helle Sonnenglanz, der über die mannigfaltigen Kräuter und Blumen ausgegossen war, Alles das war mir, als hätte ich es nie vorher gesehen und ich wußte auch nicht, was aus all der Freude werden sollte.

So wie die lieben Kinder durch die süßen Blumen gehen und sie brechen und Kränzlein winden und sich bei den Händen fassen und mit den Kränzlein in den Locken im Zirkel tanzen, gleichsam selbst ein lebendiger Blumenkranz, wie sie aber nicht gedenken der Frucht des heißen Sommers, und des Todes im trüben Herbste und der Ruhe im kalten tiefsinnigen Winter, also wandelte

auch ich, armer Schelm, wie ein einfältiges Kind durch den Garten und konnte vor tiefer Freude an meinem neuen Glücke, das ich gestern noch nicht gedacht hatte, nicht zum Gebete kommen.

Da ich nun so in meiner Unschuld fortschritt, kam ich an ein kleines Heiligenhäuslein, welches dicht in Gebüschen verborgen war und in dem eine Lampe brannte. Da sah ich an den Wänden sehr schöne hölzerne Bilder, die mancherlei Geschichten aus dem Leiden unseres Herrn Jesus Christus treulich abbildeten. Das größte Bild in der Mitte der Kapelle stellte den lieben Herrn dar, wie er am Oelberge kniet und betet; dabei stand auch ein Kästlein mit vielen Heiligthümern und ich konnte mich auch nicht länger enthalten, kniete nieder und dankte mit weinenden Augen Gott, daß er mich armen fahrenden Schüler nicht vergessen und mich durch seine ewige Barmherzigkeit erhalten und dem guten Ritter übergeben hatte; gelobte auch ferner fromm und fleißig zu sein und die Künste, die ich mit seinem göttlichen Beistand mit meinen schwachen Sinnen erlernt hatte, allezeit zum Nutzen und Frommen guter Menschen u. zur Mehrung seiner Verehrung anwenden zu wollen. Da ich so gebetet hatte, legte ich zum Opfer meiner Andacht ein gülden Band zu den Füßen des Bildes, welches ich einmal von einer frommen Einsiedlerin erhalten, der ich ein andächtiges Lied gefertigt hatte; ich hatte es seither als Zeichen in meinem Gebetbuche liegen. Dann wendete ich mich und trat wieder in den Garten, der sich mir nun ganz verwandelt hatte; so mag nichts vor dem Gemüthe des Menschen Stand haben, welches alle Dinge nach sich umgestaltet. Da ich nun fromm und andächtig gewesen war, erschienen mir alle die rothen, leibfarben und weißen Röslein, jene Blumen, durch die der König Asverus in seinem Schloßgarten zu Susa gewandelt, seines Zornes zu vergessen, und es war mir, als sei der liebe Gott auch durch diese Blumen gegangen und sei hier freundlich gegen mich armen Jungen geworden, denn hier an diesem ersten Morgen meines zwanzigsten Jahres ist mir viel Licht im Herzen aufgegangen, und ist mir der Frühling zuerst ein weiser Lehrer in meinem Leben geworden. Besonders aber hat mein Herz der hohe Münsterthurm erschüttert, als ich aus einem schattigen Baumgang herfürtrat und er so allmächtig vor mir in die Wolken ragte. ¶ Alles Menschenwerk, so es die gewöhnlichen Grenzen an Größe oder Vollendung überschreitet, hat etwas Erschreckendes an sich, und man muß lange dabei verweilen, ehe man es mit Ruhe und Trost

genießen kann. — Ich habe dieses aber nicht allein bei dem Anblicke dieses schwindelhohen Thurmes empfunden, sondern auch bei gar lieblichen und feinen Werken, von welchen ich nur nennen will die überaus feinen und natürlichen Gemälde des Malers Wilhelm in Köln, der von den Meistern als der beste Meister in allen deutschen Landen geachtet wird, denn er malet einen jeglichen Menschen von aller Gestalt, als lebe er. Die Werke dieses Wilhelms aber, die ich zu Köln gesehen, sind dermaßen zart, fein, scharf und lebendig, daß man schier glauben sollte, sie seien von Händen der Engel gemacht, und erbebet man bei ihrem Anblicke, weil sie zu leben scheinen und doch nicht leben. Man fühlet da wohl, daß der Mensch etwas sein und schaffen kann, was viel herrlicher ist als sein gewöhnliches Sein und Schaffen, und man erschrickt darüber, daß diese Herrlichkeit so fremd und selten ist, daher wohl eine Menge Sprossen auf der Leiter zu dieser Vollkommenheit, wo nicht fehlen, doch unsichtbar sein müssen, und wir Alle wohl tief heruntergeworfen sind.

Die gewaltige Künstlichkeit des wunderwürdigen Münsterthurmes hätte mich beinahe wieder niedergeschlagen; denn ich bedachte mit Verwunderung, wie ich doch unter den hohen Eichen, in finsteren Wäldern, auf hohen Bergen, an steilen Abgründen, und bei stürzenden Wasserfällen in einsamen Thälern recht in Einöde, ja ganz verlassen, auch wohl gar hungrig gesessen und mich doch nicht so bewegt gefühlt, als bei dem Anblicke dieses Thurmes. Wenn ich die Blätter und Zweige der Bäume betrachte, so frage ich nicht, wie sie da hinaufgekommen, und erschrecke nicht, wenn sie sich hin- und herbewegen mit Rauschen; aber wenn ich diesen wunderbaren Thurm anschaue mit seinen vielen Thürmlein, Säulen und Schnörkeln, die immer auseinander heraustreiben und durchsichtig sind wie das Gerippe eines Blattes, dann scheint er mir der Traum eines tiefsinnigen Werkmeisters, vor dem er wohl selbst erschrecken würde, wenn er erwachte und ihn so fertig vor sich in den Himmel ragen sähe; es sei denn, daß er auf sein Antlitz niederfiele und ausriefe: „Herr, dies Werk ist nicht von mir in seiner Vollkommenheit, du hast dich nur meiner Hände bedienet; mein ist nichts daran als die Mängel, diese aber decke zu mit dem Mantel deiner Liebe, und lasse sie verschwinden im Geheimniß deiner Maße.“ Keiner aber hat dieses wohl erlebet, keiner hat einem solchen Werke seiner Erfindung die Krone aufgesetzet, ganze Geschlech-



ter sind von den Baugerüsten herabgestiegen und haben sich zu Ruhe in die Gräber zu den Füßen des Thurmes gelegt, der nichts davon weiß und dasteht ernst und steinern, der kein Herz und keinen Verstand hat, ja eigentlich ein recht unvernünftiger Thurm ist, und doch dasteht, als wäre er aus sich selbst hervorgewachsen und brauche er es keinem Menschen zu danken. Dieser gewaltige Ausdruck der Erhabenheit aber in einem solchen Werke, an welchem die Weisheit und Mühe und Andacht von Jahrhunderten an unendlichen Linien des Gesetzes, des Verhältnisses, der Noth und der Zier mit halsbrechender Kühnheit hinangeklommen, um auf dem Gipfel dem Herrn zu lobsingen, verbunden mit seinem eigentlichen inneren Tode, so daß er, der Alles durch sein Dasein im tiefsten Herzen rühret, doch gar nichts davon mitempfindet: das ist es, was seinem Anblick und der Erscheinung aller gewaltigen Menschenwerke einen Schrecken beimischet. Es ist, als frage er: „Was bin ich, und warum bin ich, und was ist es, das dich also rühret in mir?“ Was können wir ihm aber Anderes antworten als: „Die Werke des Herrn sind unbegreiflich, er treibt uns zu bauen und schaffen über das Leben hinaus; denn wir waren unsterblich und vollkommen, und wir sind gefallen in den Tod durch die Sünde. Du Thurm aber stehe als ein Zeuge, daß wir dunkel fühlen, was wir waren vor dieser Zeit, und daß wir noch ringen nach unendlichem Ziele; so stehe du dann als ein Träger unserer Mühe und unserer Buße zu Ehren unseres Heilands und Seligmachers Jesu Christi, der uns erlöset hat durch sein bitteres Leiden und Sterben! Amen.“

Also gedachte ich in mir, und wenngleich umgeben von lebenden Bäumen und Blumen, in welchen, wie selbst in den harten Felsen, eine Seele zu wohnen scheint, welche mit dem Menschen athmet und fühlet, im Frühling sich mit ihm freuet und im Winter mit ihm trauert, konnte ich doch meine Augen nicht von dem Thurme wenden. Der Sinn des Menschen strebet immer nach dem Unbegreiflichen, als sei dort das Ziel der Laufbahn u. der Schlüssel des Himmels; denn bewundern kann der Mensch allein, und alles Bewunderung Erregende ist ein Bote Gottes, der uns mahnet an das Licht, das wir verloren, und das uns wieder verheißen ist durch das Blut Christi, so wir uns dessen theilhaftig machen. Also ist mir auch immer alle meine Drangsal erschienen als eine Sehnsucht nach einem bessern Leben, und alle meine bitteren Stunden waren nur die kalten stürmenden Tage des Winters, denen

der liebliche Frühling, angekleidet mit Blumen und Gesang, folget, so ich säe guten Samen und fülle meine Seele mit dem Lobe Gottes. ¶

In diesen Betrachtungen war ich wieder in den Laubgang getreten, als der Thürmer auf dem Münster blies: „In süßen Freuden geht die Zeit“, — da wollte ich wieder nach meinem Sommerhäuslein gehen, sah aber meinen Herrn und Ritter gar tiefsinnig unter einem Baume im Sonnenscheine sitzen, u. hatte den Muth nicht, vorbeizugehen, denn ich wußte nicht, ob ich ihn störe.

Ich stellte mich darum an einen Baum in seiner Nähe bescheiden hin, nahm meinen Hut in die Hand und wartete, ob er vielleicht seine Augen nach mir wenden würde. Der Anblick meines gnädigen Herrn und Wohlthäters aber erweckte eine große Ehrfurcht in mir. Er hatte ein schneeweißes Haar, über das wohl viel Sorgen mochten hingeflogen sein, ich hatte ihn gestern nicht recht gesehen, da es schon dunkelte, als er mich vom Wege aufraffte, und ich hatte lange keinen so frommen alten Ritter gesehen, der mit allen seinen Mienen ein solches Vertrauen erregte.

Gott gebe, daß du so in Ehren grau werdest, dachte ich bei mir, u. fühlte mich mit ganzem Herzen zu dem lieben Ritter hingezogen. Er aber schien sehr betrübt zu sein, seufzte auch oft und tief und die kleinen Vöglein, die über ihm in den Zweigen so lustig sangen, konnten ihn nicht trösten.

Da ich so eine Weile nach meinem Herrn Ritter gesehen hatte, wendete er die Augen von ungefähr nach dem Orte, wo ich stand, u. redete mich freundlich an mit den Worten: „Was machst du, Johannes, daß du so stille dastehest?“ Worauf ich ihm höflich entgegnete: „Ich wollte eure Ruhe nicht stören, Herr, ihr schienet mir in schweren Gedanken.“ Der Ritter sprach hierauf: „Wie gefällt dir deine neue Heimath, bist du froh?“

„Herr, sollte ich nicht froh sein, da ich nun weiß wo schlafen, da ich weiß wo Brod finden und wem dienen? Da weiß ich nun auch wo beten und wen lieben. Herr, meine Heimath gefällt mir wohl, Gott gebe, daß ich ihrer würdig sei und auch ihr wohlgefalle.“ — „Johannes, deine Rede gefällt mir, wenn dir das ernst ist, so sind wir Gesellen. Aber wenn du mir gefallen willst, was wirst du dann thun? Wirst du mir etwas geben wollen, da du nichts hast?“

„Herr, ich bin euer Schuldner vor der Welt in Ewigkeit, denn ich kann euch kein Wamms für das Wamms geben, das ich trage, aber vor Gott gebe ich euch einen guten Zahlmann, denn ich gebe euch mein Herz.“

„Und wenn ich dir nun auch mein Herz geben wollte, so hätte ich doch noch das Wamms zu Gute. Wie dann, Johannes?“

„Herr, ihr rechnet streng — doch habe ich Eins, das ihr nimmer mit allen Gaben einholen werdet, denn es ist rasch und fliehet davon, auch werdet ihr es nie mit eurer Macht verkürzen können, denn es ist lieblich und lustig anzusehen und ihr werdet euch dessen so erfreuen, daß ihr es nicht lassen möget, wenn ich es euch geben könnte.“

„Was ist dies für ein Kleinod, mit dem du so prahlest?“

„Herr, es ist die Jugend, die will ich euch geben, wie ich kann, denn ihr sollt euer Alter vergessen bei mir, so will ich euch erfreuen mit mancherlei Reden und Gedanken.“

Aber was ich da zuletzt gesprochen hatte, war thöricht und war ein schlechter Anfang meiner versprochenen erfreulichen Reden, denn mein gnädiger Herr ward wiederum stille und betrübt, weil ich ihn an sein Alter erinnert hatte, so glaubte ich. Da redete ich ihn wiederum an:

„Herr, ich habe euch mit thörichten Worten erzürnet.“

„Das hast du nicht, Johannes, sondern ich bedachte, ob dein stolzer Muth wohl meine Sorgen zerstreuen könne, wie du mir versprachst, aber das mag wohl nicht sein. Hast du mich nicht gefunden hier im Grünen in einem lustigen Garten, bei dem fröhlichen Singen der Vögel und bei Sonnenschein, nachdenklich und betrübt? Wirst du können, was der Frühling nicht kann? — So du aber Künste gelernt hast, die ich nicht besitze, so wirst du mein Schuldner nicht sein. Setze dich zu mir und sage mir treulich, wie du zur Armuth gekommen bist in Gutem, und wie es sich mit dir begeben, bis ich gestern an der Eiche dich gefunden habe und dann sollst du ebenfalls von mir hören, warum ich betrübt bin.

Da ich die große Freundlichkeit meines lieben Ritters aus dieser Rede vernommen hatte, setzte ich mich zu ihm unter den Baum und faßte einen guten Muth ihm zu sagen, was ich in meiner Armuth erfahren hatte, zog auch ein kleines Buch aus der Tasche meines Mantels, in welches ich gewohnt war das aufzuschreiben, was mir aus meinem Leben bemerkenswerth dünkte, um ihm daraus vorzulesen, und sprach zu ihm:

„Lieber gnädiger Herr, es ist wohl kein ehrlicherer Weg zur Armuth, als der, in Armuth geboren zu sein; so bin ich auch zur Armuth gekommen,

als ich zur Welt kam. ¶ Aber ich bin doch nicht lang arm geblieben, denn ich fand eine unaussprechlich liebe Mutter, die ließ mich an ihrem Herzen schlummern, und sah auf mich nieder mit sorgenden Liebesblicken; und weckte sie mich nicht mit ihren Thränlein, die auf mich niederfielen, so weckte sie mich mit Küssen, und ließ mich ihr eigenes Leben aus ihrer Brust trinken; o Herr, war ich nicht reich, wer ist reicher als ein neugebornes Kindlein? Ja, ich war so reich, daß ich meiner lieben Mutter Freud' und Leid verdoppeln konnte, was ihr wohl aus einem Liede vernehmen werdet, das meine Mutter oft sang, wenn sie mich in frühster Jugend einschläferte, und habe ich es nach ihrem Tod in ihrem Gebetbüchlein liegend gefunden; es ist aber gestellt, bald als rede ein Kindlein zur Mutter, bald die Mutter zu ihm. Nun höret:

Das Kind:

„O, Mutter, halte dein Kindlein warm,
Die Welt ist kalt und helle,
Und trag' es fromm in deinem Arm
An deines Herzens Schwelle.

Leg' still es, wo dein Busen bebt,
Und leis herab gebücket
Harr' liebvoll, bis es die Aeuglein hebt,
Zum Himmel selig blicket.“

Die Mutter:

„Und weck' ich dich mit Thränen nicht,
So weck' ich dich mit Küssen,
Aus deinem Aug' mein Tag anbricht,
Sonn', Mond dir weichen müssen.

O, du unschuld'ger Himmel du!
Du lachst aus Kindesblicken,
O Engelsehen, o sel'ge Ruh',
In dich mich zu entzücken.

Ich schau' zu dir, so Tag als Nacht,
Muß ewig zu dir schauen,
Und wenn mein Himmel träumend lacht,
Wächst Hoffnung und Vertrauen.

Komm her, komm her, trink meine Brust,
Leben von meinem Leben,
O, könnt' ich alle fromme Lust
Aus meiner Brust dir geben.

Nur Lust, nur Lust, und gar kein Weh,
Ach, du trinkst auch die Schmerzen,
So stärke Gott in Himmelshöh'
Dich Herz aus meinem Herzen.

Vater unser, der du im Himmel bist,
Unser täglich Brod gib uns heute,
Getreuer Gott, Herr Jesus Christ,
Tränk' uns aus deiner Seite.“ —

Das Kind:

„Du strahlender Augenhimmel du,
Du thaust aus Mutteraugen,
Ach Herzenspochen, ach Lust, ach Ruh',
An deiner Brust zu saugen.

Ich schau' zu dir, so Tag als Nacht,
Muß ewig zu dir schauen,
Du mußt mir, die mich zur Welt gebracht,
Auch nun die Wiege bauen.

Um meine Wiege laß Seide nicht,
Laß deinen Arm sich schlingen,
Und nur deiner milden Augen Licht
Laß zu mir nieder dringen.

In deines keuschen Schooßes Hut
Sollst du dein Kindlein schaukeln,
Daß es dir bleibe so lieb, so gut,
Wie Träume es umgaukeln.

Da träumt mir, wie ich so ganz allein
Gewohnt dir unterm Herzen,
Da waren die Freuden, die Leiden dein,
Mir Freuden auch und Schmerzen.

Und ward dir dein Herz je all zu groß
Und hattest nicht wem klagen,
Und weintest du still in deinen Schooß,
Half ich dein Herz dir tragen.

Da rief ich: Komm, lieb' Mutter, komm!
Kühl' dich in Liebeswogen!
Da fühltest du dich so still, so fromm
In dich hinabgezogen.

So mutterselig ganz allein
In deiner Lust berauschet,
Hab ich die klare Seele dein,
Du reines Herz, belauschet.

Was heilig in dir zu aller Stund',
Das bin ich all gewesen,
Nun küß mich, süßer Mund, gesund,
Weil du an mir genesen.

O selig, selig ohne Schuld,
Wie konnt' ich mit dir beten,
O wunderbare Ungeduld,
An's scharfe Licht zu treten.

O, Mutter, halte dein Kindlein warm,
Die Welt ist kalt und helle,
Und trag' es fromm, bist du zu arm,
Hin an des Grabes Schwelle.

Leg' es in Linnen, die du gewebt,
Zu Blumen, die du gepflücket,
Stirb mit, daß, wenn es die Aeuglein hebt,
Im Himmel es dich erblicket!" —

Der Vater:

„So lallt zu dir ein frommes Herz,
Und nimmer lernt es sprechen,
Blickt ewig zu dir, blickt himmelwärts,
Und will in Freuden brechen.

Bricht's nicht in Freud', brichts doch in Leid,
Bricht es uns allen Beiden.
Ach, Wiedersehen geht fern und weit,
Und nahe geht das Scheiden!"

Als ich das Lied ganz hergesagt, waren ich und mein Herr Ritter ein bischen stille. Dann hob er an und sprach: „Du hast Recht, lieber Johannes, du warst recht reich, eine so liebe Mutter auf Erden zu finden. Das ist ein schönes Lied, aber es ist auch viel Trauer darin; wer hat es denn also gesetzet, daß es am Ende so schmerzlich vom Scheiden spricht?"

Da sagte ich: „Mein Vater hat es gesetzet als ich noch nicht geboren war, da er von meiner Mutter scheiden mußte, und hat sie ihn nie wieder gesehen und kenne ich ihn auch nicht." Da brachen mir die Thränen aus; aber mein gnädiger Herr fuhr mir freundlich mit der Hand über das Haupt und sagte: „Sei wohlgemuth! ich will dein Vater sein, das reicht auf Erden hin, Gott geb's!" Da küßt' ich ihm die Hand, und fuhr fort: „Ach, Herr Ritter, solcher Reichthum an einer so lieben Mutter war noch nicht genug; denn gute Leute nahmen mich auf ihre Arme und trugen mich in die Kirche; da ward ich durch die heilige Taufe aufgenommen unter die Kinder Gottes, und ward gereiniget von aller Sünde, und ward theilhaftig der Versöhnung unseres

Herrn Jesu Christi. Da ward ich erst reich über alle Maßen, da hatte ich das ewige Leben und den Schlüssel des Himmels geschenket. Dann aber auch ward mir gegeben viele irdische Herrlichkeit, und was zum Leben nöthig und lustig ist; denn ich ward gelehret, daß der Glanz der Sonne all mein Gold sei, der Spiegel der Flüsse all mein Silber, die grünen Wiesen mit ihren Blumen alle meine Teppiche und Tapezereien, der Himmel mit seinen blauen gestirnten Gewölben und der grüne hohe Wald alle meine Gebäude u. Hallen; ja endlich bin ich so reich geworden, daß mir die ganze Welt offen stand, und alle guten Menschen meine Diener warden, zu denen ich sprechen durfte: Gib mir dies, gib mir jenes. Und hatte ich auch keinen Herrn als den Herrn aller Herren, den lieben Gott, der mir das Leben zu einem Lehen gegeben, und in dessen Hände ich es, so der heilige Geist seine Gnade verleiht, und mein Herr Jesus sich meiner erbarmt, ohne große Makel zurückzugeben hoffe; und habe ich mir zum Spruch auf mein Schild erwählt, denn ich bin eines Ritters Sohn:

Der Himmel ist mein Hut,
Die Erde ist mein Schuh,
Das heil'ge Kreuz ist mein Schwert,
Wer mich sieht, hat mich lieb und werth.“

Da lächelte Herr Veltlin u. sprach: „Dein Hut ist besser als deine Schuhe, die wirst du dir bald ablaufen; aber dein Schwert ist das mächtigste auf Erden und hat einen guten Waffenschmied gehabt; du bist ein guter Ritter, und deine Fahrt mag friedlich abgehen; denn die dich sehen, haben dich lieb und werth. Aber erzähl mir nun dein Herkommen.“

Da zog ich ein Buch aus meinem Buchbeutel und sprach: „Ich will es euch lesen, denn ich habe angefangen es mir aufzuschreiben, und zwar so recht ausführlich, wie es mir eingefallen, mit allerlei Rede und Betrachtung, wie mir bewußt ward, daß es gewesen ist und gewesen sein kann.“¶

„Du kannst schreiben, Johannes?“ sprach der Herr Ritter zu mir, „darin hast du mir es schon zuvor gethan, das kann ich nicht; ich freue mich, zu hören, wie du Alles niedergeschrieben hast, denn wenn ich gleich nicht schreiben kann, so habe ich doch oft bei mir überlegt, wie ich dies oder jenes, was mich im Leben sonderlich freute oder schmerzte, aufschreiben möchte, daß es andern Menschen, und auch Menschen jeden Standes, wohlgefallen könne und habe mir durch öftere Erinnerung in meinem Gedächtniß gleichsam ein Buch gemacht.

wo ich Vielerlei eingeschrieben habe, und mehrere Begebenheiten sind darunter, die sind mir ganz verschieden erschienen, so daß sie mich auf eine Art beruhigen, auf die andere aber betrüben und doch immer dieselben Geschichten sind. Nun aber soll doch Alles so niedergeschrieben werden, daß es einem jeden Menschen belehrend und erfreulich sein soll, denn was öffentlich gemacht wird, soll klar und verläßig werden, sonst ist es ein Betrug und böses Irreführen unschuldiger Menschen; denn soll sich der Mensch nicht an die Schrift halten können, die ihm doch als etwas Künstliches und des Gedankens Würdigeres aufgestellt wird, wie kann er dann an das glauben, was ihm in gemeiner Rede ganz gleichgültig vorgestellt wird? So lies denn, Johannes, und wie du es niedergeschrieben hast, wird mich lehren, was du für ein Mensch bist, denn wie ein Mensch sein Leben fühlt, so ist er, und nicht so wie sein Leben ist. Du bist ein armer fahrender Schüler und ich bin ein alter Kriegsmann, aber wir sind beide auch Menschen; der Schüler u. der Kriegsmann haben nichts in ihrem Wesen gemein und sind sich fremd, aber die Menschen sind von demselben Stamme und was sie erfahren, müssen alle theilen können, und so bin ich denn begierig, mein lieber Johannes, ob du so geschrieben, daß ich es auch genießen kann.“

Da las ich dem Herrn Ritter vor, wie ich in meiner Einfalt niedergeschrieben hatte. „Das Erste, dessen ich mich deutlich erinnere, ist, wie mich meine Mutter das Vaterunser u. Ave Maria lehrte; ich stand vor ihr u. faltete meine Hände und sah ihr nach den Lippen und wie sie mir es vorsagte, sprach ich es kindisch nach und war ganz fromm, wie es ein Kind vor Gott ist. Das that ich immer früh Morgens und kniete dabei an meinem Bettlein u. des Abends, wenn ich schlafen ging. Ich bin in Franken geboren, in einem kleinen Dorfe am Mainstrom und meine Mutter war eine gar arme Frau, aber fromm und arbeitsam; ich kann sie mir auch nicht anders denken als spinnend, und oft, wenn ich Nachts erwachte, sah ich sie in der kleinen Stube bei einer Lampe sitzen und spinnen; dabei sang sie still vor sich hin und dies hat mich oft bis zu Thränen gerührt. Warum, das weiß der liebe Gott; auch weiß ich noch deutlich, daß ich einmal gar sehr weinen mußte; als ich sie so singen hörte, da fing ein Vögelein vor unserem Fenster auch an zu singen und es war doch schon gar spät, denn der Mond schien hell und klar. Meine Mutter aber hörte nicht auf zu singen, und sang das Vöglein und sie zugleich. Da habe

ich zum ersten Male Traurigkeit empfunden und über das Leben kindische Gedanken gehabt, mich auch im Bette aufgerichtet und meiner Mutter zugehört. Da sang sie ein Lied, das lautete also:

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl süßer Schall
Da wir zusammen waren.

Ich sing und kann nicht weinen,
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
So lang der Mond mag scheinen:

Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall;
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen,
Gedenk ich dein allein,
Mein Herz ist klar und rein,
Gott wolle uns vereinen!

Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall;
Ich denk bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen!
Hier spinn' ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing' und möchte weinen!

Besonders traurig aber kam es mir vor, daß der Vogel und meine Mutter zugleich sangen und hätte ich damals wohl wissen mögen, ob der Vogel in seinem Gesange auch meiner Mutter gedachte u. ob er auch lieber geweint, als gesungen hätte. Ich fragte darum meine Mutter mit den Worten: „Mutter, was singt denn die Nachtigall dazu?“ Da sagte meine Mutter: „Wachst du, Johannes? Schlafe, du mußt morgen früh heraus und mit mir in's Kloster gehen, wenn du nicht schläfst, so nehm ich dich nicht mit.“ Da löschte sie ihre Lampe aus und trat vor mein Bettlein und machte mir das Zeichen des Kreuzes auf die Stirne und küßte mich, und da ich merkte, daß sie weine, schlang ich die Arme um ihren Hals und hielt sie fest, fragte sie auch, warum sie mir das Kreuz mache und warum sie weine.“

„Lieber Johannes“, sagte sie, „ich mache dir immer das Kreuz und küsse dich ehe ich schlafen gehe, daß du unter dem Schutze Gottes ruhig schlafen mögest, du hast aber sonst nie gewacht, wenn ich zu dir kam, und so wußtest du es nicht.“ Doch warum sie weine, sagte sie mir damals nicht. Darauf legte sie sich zu Bett und betete laut und ich sprach ihr nach:

¶ Herr Jesus, ich will schlafen geh'n, — Laß vierzehn Engel bei mir steh'n: — Zwei zu meiner Rechten, — Zwei zu meiner Linken, — Zwei zu meinen Häupten, — Zwei zu meinen Füßen, — Zwei, die mich decken, — Zwei, die mich wecken, — Zwei, die mich weisen — Zum himmlischen Paradeise.

Worauf wir ruhig einschliefen. — Am folgenden Morgen wachte ich früher auf als die Mutter. Die Schwalbe begann zu singen. Ich kleidete mich leise an und trat an das Bett meiner Mutter; die hatte die Hände ruhig gefaltet, und der junge Tag schien auf ihr Angesicht. Ihr Anblick erfüllte mich mit Liebe und Trauer; denn ich hatte Barbara, die Tochter des Hofmeiers, neulich also mit gefaltenen Händen stille im Sarge liegen sehen, und ergriff mich eine so tiefe Angst, daß ich meine Mutter mit ungestümen Küssen weckte. Sie erwachte in meinen Armen, und als ich ihr die Ursache meiner Thränen sagte, nahm sie meine Hände von ihrem Hals und faltete sie, und schloß sie in ihre lieben Hände, und so beteten wir zusammen zu Gott, und dankten ihm, daß er uns diese Nacht erhalten und uns verliehen habe, diesen Tag zu unserer Besserung anzutreten. Am Schlusse des Gebetes sagte die Mutter: „Du hast gefürchtet ich sei todt, Johannes; sterben müssen wir Alle, halte dich an unsern Herrn Jesum u. die himmlische Mutter Maria, die werden dir Vater und Mutter sein, besser als dein irdischer Vater und ich, wenn auch ich dich verlassen muß. Und wenn ich einst die Hände so schließe, um zu beten, da ich zur ewigen Ruhe entschlafe, so schließe auch deine Hände so in die meinigen und bete mit mir, auf daß uns der Heiland zusammen in die ewige Herrlichkeit seines Angesichtes schauen lasse.“

Da wurd' ich still und trat an das Fensterlein unserer Kammer, und sah nach dem kommenden Tag. Als sich aber meine Mutter angekleidet hatte, trat sie hinter mich, und hielt mir freundlich die Augen zu, mit den Worten: „Warte ein wenig, liebes Kind, gleich wirst du etwas sehen, das du nie gesehen.“ Während sie mir so die Augen zuhielt, fragte ich sie: „Liebe Mutter, ist das Gebet dann kräftiger, u. gefällt es dem lieben Gott dann besser, wenn man die Hände so zusammen faltet, wie du mit mir gethan?“ „Gewiß,“ sagte die Mutter, „wenn die, so es thun, sich so lieben wie wir, aber den lieben Gott doch noch viel mehr als einander, und wenn in der Kirche alle Leute zusammen beten, und der Priester am Altare betet, da ist das Gebet des Priesters die Hand, in die sie Alle ihre Hände gefalten haben. Was habe ich dich von der christlichen Liebe gelehrt?“ Da sprach ich: „Du sollst Vater und Mutter lieben, auf daß du lang lebest auf Erden, du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, und Gott über Alles.“ „Recht“, sagte die Mutter, „o, wie selig wäre die Welt, wenn alle Menschen so vereint beteten, wie wir es heut thun

konnten, und wie es eine fromme Gemeinde in der Kirche thut.“ Da sagte ich kindisch: „Aber alle Menschen können doch nicht ihre Hände zu zwei Händen zusammen legen.“ „O gewiß, das können sie,“ erwiderte die Mutter, „und das in unseres lieben Erlösers Jesu Christi Hände, der überall und an allen Orten ist, und seine heiligen Hände für uns am Kreuze ausgespannt hat, uns zu erlösen von der Sünde. Denn er hat uns ja das Gebet gelehret, und er ist die Hand, in welche wir unsere Hände legen müssen, so unser Gebet zu Gott dringen soll; denn er selbst hat auf Erden gesagt: ‚Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater und Niemand erkennet den Sohn, als nur der Vater, und Niemand kennet den Vater, als nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren. Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.‘ Und der heilige Johannes sagt: ‚Der Vater hat den Sohn lieb, und hat ihm Alles in seine Hand gegeben. Wir haben einen Fürsprecher beim Vater, Jesum Christum, den Gerechten, der ist die Versöhnung für unsere Sünden, doch nicht allein für die unsrigen, sondern für die Sünden der ganzen Welt. Es ist ein Gott, und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus, der sich selbst für uns Alle zur Erlösung hingegeben hat.‘ Ach, möchten nur Alle ihre Hände in des Heilandes Hand, in die Gott Alles gegeben hat, glaubend, hoffend und liebend legen, dann würden wir Alle zusammen schauen in das Angesicht Gottes.“ Nach diesen Worten that die liebe Mutter ihre Hände von meinen Augen und sprach: „Gelobet sei Jesus Christus!“ und ich erwiderte: „In Ewigkeit, Amen!“ und sah mit großer Seligkeit in den Glanz der Morgensonne, die über dem Thale hervorstieg. „Ach, Mutter!“ rief ich aus, „ist dieses Gottes Angesicht?“ „Nein, mein Kind,“ erwiderte sie, „das ist nur seine erschaffene Sonne, die er über uns arme sündige Menschen scheinen läßt; aber denen, die ihn lieben, hat Gott bereitet, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, und was in keines Menschen Herz gekommen ist.“

Ich habe aber damals die Sonne zum ersten Male aufgehen sehen, weil ich so früh vorher nie aufgestanden. Dieses Morgens, und aller meiner Mutter Rede und Thun an demselben habe ich bis jetzt gar oft mit großem Nutzen gedacht. Nun aber nahm meine Mutter Linnen, das sie gewebt, und Garn, das sie gesponnen und gezwirnet, um es in dem Kloster zu verkaufen. Sie trug es in dem Korb auf dem Kopf; und da ich sie darum gebeten, gab sie mir einige

Stränge des Garnes zu tragen, welche ich mit einer großen Liebe zu meiner Mutter sehr sorgfältig bis in's Kloster getragen habe. Wir kamen daselbst in des Abtes Stube, die war mit schönen Bildern ausgemalt; auch handelte der Abt selbst um das Tuch mit der Mutter, und war ein heiliger, aber sonst gar freundlicher und lustiger Mann, fragte mich auch, da ich die schönen Bilder an den Wänden so fleißig betrachtete: „Hans, dir gefällt wohl meine Zelle, hast du auch Lust ein geistlicher Ordensherr zu werden? Wenn du fromm und fleißig bist, kannst du mit der Zeit diese meine Bilder besitzen und Abt sein, wenn ich in dem stillen Convent unter der Kirche schlafe.“

Da erwiderte ich: „Ich hätte wohl Lust dazu, Abt in der schönen Zelle zu sein, Hochwürdiger Herr, wenn meine liebe Mutter mit drinnen wohnen wollte.“ Da lachte der Abt und sprach: „Lieber Hans, wenn die schöne Laurenburger Els mit in den Zellen wohnen dürfte, möchte wohl das kleine Klosterpförtlein zu enge werden, so viele sollten den heiligen Orden suchen. Aber das geht nicht, denn der Herr spricht: wir sollen das Kreuz auf uns nehmen, Alles verlassen und ihm nachfolgen; und doch wohnet eine Mutter mit uns in unseren Zellen, die ist noch viel lieblicher und milder als die deine.“ Da sah ich bald den Abt, bald meine Mutter an, u. konnte seine Rede nicht recht glauben, sagte auch zuletzt: „Ach, Hochwürdiger Herr, zeiget mir sie!“ Da lachte der Abt wieder und sprach: „Mein Hans, zeigen kann man sie nicht, aber wir leben Alle in ihrem Schooß und auch du: es ist die heilige Mutter, die Kirche, welche unser lieber Herr Jesus sich zu einer Braut erkoren; aber das verstehest du noch nicht.“ Da sagte ich: „Nein!“ Und er gab mir drei Bildlein aus seinem Gebetbuche, das war St. Jörgen Bild, meines Vaters, Ritter Jörgen von der Laurenburg, Patron, St. Elsbethen Bild, meiner Mutter Patronin, und St. Johannsen mit dem gülden Mund Bild, mein Patron, worüber ich große Freude empfand. Und als ich ihm den Aermel küssen wollte, reichte er mir die Hand und sprach: „Johannes, bitte Frau Else, deine Mutter, daß sie dich bald herauf zur Schule thut, da sollst du zur Messe dienen lernen, und für jede Messe einen halben Heller von mir erhalten.“ Da bat die Mutter den Abt um seinen Segen, und knieten wir beide vor ihm, und er legte seine Hände auf uns und betete.

Meine Mutter ließ aber von dem Gelde, das er ihr für die Linnen gegeben, zurück, eine heilige Messe für ihr Anliegen in Sanct Jörgen Kapelle

zu lesen, und da der Abt fragte: „Laurenburgerin, was ist Euer Anliegen?“ traten meiner Mutter die Thränen in die Augen, und sie sprach mit Schämen: „Das stell ich Gott anheim, Hochwürdiger Herr.“ Der Abt erwiderte hierauf mit ernster und freundlicher Stimme: „Laurenburgerin, nehmet Euer Geld zurück, und wendet es Eurem Kinde zu, ich weiß, Ihr lebet bedrängt, ich will das heilige Meßopfer selbsten für Euch halten und von ganzem Herzen für Euch beten; aber ergebet Euch auch in den Willen des Herrn, und hanget nicht weltlichem Kummer allzusehr nach.“ Meine Mutter aber wollte das Geld nicht wieder nehmen und sprach: „Der Himmel segne Euch, Hochwürdiger Herr, für Eure Milde; aber ich bedarf des Geldes nicht, welches ich zu heiligem Opfer erarbeitet: thut des edlen Laurenburgers Weib den Schimpf nicht an, als könne sie nicht ein kleines Opfer erarbeiten.“ Da sprach der Abt: „So Ihr Euch das zu Herzen nehmet, will ich dafür ein Kerzlein vor St. Jörgen Bild aufstecken lassen. Linnen und Garn gebet unten im Kloster dem Bruder Sulpizius, daß er Chorhemden daraus mache, denn Eure Linnen sind gar fein.“ Da nahm die Mutter die Linnen, u. wir gaben sie unten dem Bruder Schneider; der hielt aber der Mutter den Korb zurück, bis wir aus der Kirche kamen.

In der Kirche gingen wir zur Linken in eine Kapelle, da stand auf dem Altare St. Jörgen Bild, wie er den Drachen durchbohret; den Altar haben die Ritter von der Laurenburg gestiftet, und viele Gaben zu dem Kloster gethan, haben auch ihr Begräbniß in dieser Kapelle, wie ich nachmals erfahren. Zur Rechten des Altares kniete ich mit meiner Mutter nieder bei einem steinernen Bilde, das in die Wand gemauert war. Dieses stellte aber einen alten Ritter vor, der hatte ein langes geistliches Gewand an, u. legte einem jungen Ritter, der vor ihm kniete, die Hände auf das Haupt. Meine Mutter sah oft und mit recht innerlicher Bewegung nach dem knienden Ritter. Ich betrachtete ihn auch, und empfand eine große Freude an ihm, hätte ihm auch gerne etwas Liebes gethan, und setzte ihm darum einen grünen Kranz auf sein steinern Haupt, den ich mir im Walde geflochten und noch spielend in der Hand trug. Da meine Mutter dies sah, fuhr es wie ein Blitz durch ihre Augen, und umarmte sie mich heftig in der Kirche; aber ihre Wangen wurden schamroth u. ihre Augen voll Thränen; da ließ sie mich los, und senkte das Haupt auf den Betstuhl. Ich empfand große Bangigkeit um ihre rührende Geberde. Da trat ein Ordensbruder aus der Sakristei mit einer schönen bunten Wachskerze,



die zündete er an der ewigen Lampe an, nahte dann unserem Betstuhle und reichte sie meiner Mutter und mir zu küssen; und als wir dies gethan, steckte er sie auf St. Jörgen Leuchter, der neben St. Jörgen Altar stand, und gestaltet war wie eine Lanze, die durch einen Lindwurm gestochen ist. Das war die Opferkerze, die uns der Herr Abt versprochen. Nun klang das Glöcklein, und der fromme liebreiche Herr trat mit dem Ministranten zum Altar und las uns die heilige Messe selbst mit großer Andacht. Da sagte mir meine Mutter in's Ohr: „Bete hübsch fromm, Johannes; der stehende alte Ritter ist der alte Laurenburger, dein Großvater, bete hübsch für ihn.“ Nun hatte ich den Muth nicht mehr, nach dem Bilde zu schauen, und ward mir mein Großvater von damals an ein gar ernster und sorglicher Gedanke; aber ich habe zum ersten Male gebetet mit einer recht innerlichen Herzensangst, wie früher nie; warum ich aber so gebetet, kann ich mich nicht mehr deutlich entsinnen.

Da die Messe zu Ende war, fragte ich meine Mutter wieder nach dem steinernen Bilde mit den Worten: „Mutter, was macht denn der alte Laurenburger da?“ Aber sie antwortete nicht, u. sah mit nassen Augen den knieenden Ritter an, dem ich das Kränzlein aufgesetzt. Als ich sie nochmals fragte, sagte sie: „Der alte Laurenburger thut, was ich dir gestern Abend that, da ich dich im Bette mit dem heiligen Kreuze bezeichnete.“ Da fragte ich sie weiter: „Will denn der alte Laurenburger auch schlafen gehn?“ Und sie sprach: „Ja, er will schlafen gehn in die ewige Ruhe.“ Ich aber fragte weiter: „Will denn der knieende Ritter auch schlafen gehn?“ Da sprach sie: „Ach, Gott gebe ihm ein seliges Erwachen, so er schon schläft!“ und ward wieder sehr traurig, und hob mich hinauf an dem Bilde mit den Worten: „Küsse den Knieenden, habe ihn recht lieb, es ist dein guter Vater!“ Da küßte ich ihn herzlich und setzte ihm das Kränzlein zurecht auf seinem Haupte, wollte ihn auch nicht lassen. Meine Mutter aber behielt mich auf dem Arm, und trug mich aus der Kirche hinaus, und hätte sie schier auch ihren Korb vergessen, der noch bei dem Bruder Sulpizius stand. Der aber kam uns nachgelaufen und brachte den Korb, da war ein schönes weißes Klosterbrod drinnen und ein Krüglein voll Weines, das schenkte uns der Herr Abt.

Sie dankte und ging ruhig mit mir links dem Walde zu, einen andern Weg, als wir hergekommen waren. Sie hatte den Korb am rechten Arm u. trug mich auf dem linken; ich sagte ihr, daß ich nicht müde sei, und es ihr

sauer werde, sie solle mich gehen lassen. Aber sie wollte mich nicht loslassen, und ich merkte in ihr eine geheime Lust mich zu tragen, und sie schloß mich manchmal fester mit dem Arm an ihre Brust, so daß ich den Schlag ihres Herzens fühlte. Da ward ich mir so recht lebendig ihrer Liebe bewußt, und genoß ihrer Güte mit kindlicher Freude; denn sie pflegte mich sonst nicht zu tragen, weil sie, wenngleich groß und schlank, doch durch manche Sorge und Nachtwache entkräftet war. Sie war zart und weiß, mit langen blonden Haaren, und wie goldene Strahlen waren die Wimpern über ihren reinen blauen Augen, die mich noch immer mit Friede, Liebe und Warnung anblicken. Ja, ihr liebes Angesicht war wie ein durchsichtiges Fensterlein ihres Herzens, aus dem ihre Seele mit jeder inneren Bewegung erröthend und erbleichend zum Himmel schaute. Ihr Mund aber war ruhig und zart geschlossen, und erregte eine züchtige Ehrfurcht. Ich sage dies hier, denn ich werde nimmermehr vergessen, mit welcher Liebe ich damals ihr edles Angesicht betrachtete, und wie gut und holdselig sie aussah, da sie mich so zärtlich durch die freie Luft über die grüne Wiese hintrug, und meine Härlein und ihre langen blonden Haare in dem Winde durcheinander flogen, und die Lerche über uns, gegen die Sonne schwebend, lobsang. Da war mir unendlich wohl, und meine Sehnsucht, sie nicht zu ermüden, ward so inbrünstig, daß ich glaubend fühlte, ich ermüde sie nicht, und mit ihren Haaren spielend, zu ihr sagte: „Liebe Mutter, bin ich nicht recht leicht? mir ist, als träume ich, ich flöge.“ Sie aber antwortete nicht, als mit einem zärtlichen Druck ihres Armes, und ich begann ihr ihre Haare in Zöpfe zu flechten, daß ihr der spielende Wind nicht beschwerlich fallen möge, und sie ließ es mit freundlichem Hinneigen ihres Kopfes gerne geschehen. Da ich aber fertig war und sie mich durch den Wald unter den Bäumen hintrug, brach ich einen grünen Eichenzweig ab, wand ihn in einen Kranz, und setzte ihn ihr auf das Haupt mit den Worten: „Liebe Mutter, nun bist du geschmückt wie der kniende Ritter in St. Jörgen Kapelle, nun hast du auch ein Kränzlein auf; und wenn er uns nun durch den Wald entgegengeschritten käme, würdet ihr euch Beide wohl sehr an einander erfreuen über die schönen Kränze.“ Meine Mutter aber antwortete nicht u. ging traurig fort, worüber ich auch betrübt wurde. — So zogen wir still und einsam wohl eine Stunde lang durch den dichten Wald, als wären wir die einzigen Menschen auf der Welt, und hätten nicht viel Freude. Nun ward es lichter in den Zweigen, und

der Wald endete sich gegen den Rand des Berges. ¶ Da war ein schöner grüner Platz und die Aussicht in ein einsames Thal, wo der Main durchfloß. Die Berge lagen rings um den hellen silbernen Fluß, als hätten sie tiefsinnige Gedanken. Sie waren alle mit schwarzen Wäldern bedeckt und sahen streng und finster herüber; wo wir aber standen, war die Gegend sanft und mild, grüner Rasen bedeckte den Boden. Es standen da mancherlei Blumen und das allerschönste war ein freundlicher Quell, der zwischen einer großen Reihe von Sonnenblumen entsprang und über den sanften Abhang hinunter rollte. Es war als flössen Thränen an den Wangen eines freundlichen Antlitzes hinab. Viele und mancherlei Kräuter wuchsen da rings an dem Bache; die Sonnenblumen sahen besonders ehrwürdig und andächtig aus.

Meine Mutter ließ mich im Grase spielen und saß bei den Sonnenblumen. Ich sah oft nach ihr hin und bemerkte, wie sie sanfter und ruhiger um sich blickte. Dann nahm sie mich bei der Hand und ging mit mir einige Schritte rechts in's Gebüsch, da stand ein kleines Haus ganz mit Epheu überwachsen, selbst die Thüre war mit dem Geflechte des Ephеu's überzogen. Sie zog einen Schlüssel hervor, legte die Ranken an der Thüre zurück und öffnete sie. Wir traten zuerst in eine kleine Küche, in welcher jedoch kein Geräthe war, und dann in eine kleine viereckige Stube; wie ich hineintrat fürchtete ich mich etwas, denn es war gar dunkel. Meine Mutter machte aber die Fensterladen auf, da sah man nach der anderen Seite des Thales, und ein schönes Schloß ragte aus dem schwarzen Gebirge gegenüber.

In der Stube standen allerlei ausgestopfte Vögel, besonders eine Reihe von Falken, die alle sehr alt schienen. An der Wand hingen einige Speere und Jagdmesser und in der einen Ecke war ein Betstuhl vor dem Bilde des hl. Hubertus, wie er vor dem Hirschlein kniet, das ihm mit einem Kreuze zwischen den Geweihen erscheint und ihm sein wildes Herz zur Sanftmuth umwendet.

Ich betrachtete alle die Sachen, die ich vorher nie gesehen, mit einer ängstlichen Aufmerksamkeit, während meine Mutter in's Thal hinaussah. Alles, was mir seit dem Abend vorher begegnet war, hatte mich ganz verändert, und wenn ich jetzt daran denke, so möchte ich meine damalige Empfindung einem Rade vergleichen, das in einer Mühle plötzlich lebendig wird und alle die anderen Räder mit ihm sich drehen und wenden sieht, und sich

doch nicht vorstellen kann, was alle die vielen Räder sollen und wollen und was eine Mühle ist. Besonders aber verwunderte ich mich, daß meine Mutter mit allen den Sachen bekannt war und in der Hütte that, als wäre sie immer darin gewesen. Ich fragte sie: ob wir denn hier blieben, ob dieses auch unsere Wohnung sei, dann wolle ich mir hier einen kleinen Garten machen und ein Vogelsteller werden.

„Was willst du denn mit den Vögeln machen?“ sagte sie. Und als ich ihr antwortete, ich wolle sie das „Vater unser“ lehren, sagte sie: „Weißt du denn, wo dein Vater ist?“ Ich antwortete: „Im Himmel.“ Sie nahm mich hierauf zu sich, setzte sich an's Fenster und erzählte mir, was ich hier niederschreibe. Ihre Worte sind mir auch nie aus dem Gedächtniß gekommen.

„Lieber Johannes, du hast mich seit gestern wohl trauriger als je gesehen, denn ich gedachte gestern, da die Arbeit vollendet war, schon daran, wie ich heute alle die Wege gehen würde, die du mit mir gegangen bist. Du hast mich auch gestern Abend gefragt, warum ich weinte, als ich vor deinem Bettlein stand, aber ich habe dir keine Antwort gegeben und habe mit dir gebetet, damit wir ruhig schlafen möchten. Nun aber will ich dir nichts mehr verschweigen, denn ich glaube, es wird dir gut sein, wenn du früh weißt, wie auf Erden viel Traurigkeit ist und im Himmel allein Freude. Du wirst alsdann deinen Sinn immer mehr zu Gott wenden und zu seinem Abgesandten auf der Erde, der treuen Liebe, der Unschuld und Weisheit. Auch sollst du nicht trauriger werden um der Traurigkeit willen, die auf Erden ist, sie soll dich stärken, daß dein Muth wachse und dein Fleiß, mit denen sollst du die Traurigkeit bestreiten und ein frohes Herz erkämpfen, das sich allezeit Gott zuwendet.

Das kleine Häuslein, in dem wir sitzen, gehörte meinem lieben Vater; er ist nun im Himmel seit acht Jahren und liegt begraben im Kirchhof bei dem Kloster. Er war ein Jäger und Vogelsteller und hat hier oben mit meiner Mutter gelebt; die ist zu Gott gegangen, da ich noch ein klein Mägdlein war, und ¶ nicht recht wußte, was Sterben ist. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß ich auf ihrem Bette saß, als sie krank war, und ihr die Fliegen wehrte, und ihr alle die kleinen Gebete und Sprüche, die sie mich gelehrt, vorsagte, und meinem Vater zur Hand ging, sie zu pflegen, so viel es ein Kind vermag. Da ich nun oft, wenn meine Mutter Arzneikräuter suchte, mit ihr im Walde gewesen war, und sie mir dabei allerlei Heilkräfte der Pflanzen mit-

getheilt hatte, so war meine Seele damals so erfüllt von der Begierde, ihr zu helfen, daß ich einstens in der Nacht vor einbrechendem Tage in den Wald hinauslief, um ihr einige Kräuter zu suchen, von welchen mir geträumt hatte. Ich lief lange herum und suchte mit unbeschreiblicher Angst die Kräuter, welche ich mich vorher gesehen zu haben nicht erinnerte. Schon stand die Sonne hoch am Himmel und ich war weit von unserer Hütte verirrt, aber ich vergaß, vor Begierde das Arzneikraut zu finden, meinen Hunger; und als ich endlich in großer Ermüdung niederkniete und mit Thränen zu dem lieben Jesuskinde betete, es möge mir doch das Kraut suchen helfen, ich wolle ihm auch mein Brod schenken, bin ich darüber vor Müdigkeit entschlafen. Nach einigen Stunden erwachte ich und sah eine schöne edle Frau vor mir stehen; ein Diener führte ihr Roß, auf welchem ihr Söhnlein saß; und war sie abgestiegen, als sie mich so allein im wilden Walde liegen sah. Sie fragte mich, wer ich sei. Und da ich ihr gesagt, ich sei Voglers Els von der Hirzenreu, und heute früh ausgegangen, ein Kräutlein für die kranke Mutter zu suchen, küßte sie mich und sagte, daß sie mich heimführen wolle mit sich nach der Laurenburg, — denn sie war die Hausfrau des alten Laurenburgers, deine Großmutter — von da wolle sie mich über den Main nach der Hirzenreu bringen lassen. Sie setzte sich nun auf das Roß und nahm mich vor sich auf des Pferdes Hals; ihr Söhnlein aber, Siegmund, saß hinter ihr und hatte sie mit den Armen umfaßt.

So zogen wir ein Stück Wegs nach dem Mainthal hinab, und hatte ich schier auch Alles vergessen; denn das Reiten, die fremde Frau und ihr Söhnlein, das mancherlei kleine Lieder mit ihr sang, beschäftigten meine Seele. Aber der Hunger fing mich an zu drücken, und ich bemerkte mit Weinen, daß ich mein Brod nicht mehr in meiner Tasche fand. Da fragte mich die Edelfrau: „Els, was weinst du?“ und ich sagte ihr: „Ich hungere, denn ich habe dem Jesuskind mein Brod gegeben, und das Kräutlein von ihm erhalten, aber nun habe ich das Kräutlein verloren und hungere;“ und dabei verlangte ich heftig, sie möge mich in den Wald zurücklassen, das Kräutlein zu suchen. Ich mußte der Edelfrau das Kraut aber beschreiben; denn seinen Namen wußte ich nicht. Da sagte sie auf einmal: „Mein liebes Kind, du hast wohl geträumt, aber die Barmherzigkeit Gottes ist groß, denn sieh', mein Diener trägt ein solches Kraut in einem feuchten Tuch eingeschlagen in seinem Wadsack auf

dem Rücken; dies Kraut aber wächst nicht hier zu Lande, sondern habe ich es im Kloster, wo ich zur Beichte war, von dem Gärtner erhalten, der es von einem Priester aus fremden Landen jenseits des Meeres hat." Da mußte der Knecht den Wadsack öffnen, und siehe da, es war dasselbe Kraut darinnen, das ich im Traume gesehen. Meine Freude war unaussprechlich, und die gute Edelfrau befahl dem Knechte, sogleich das Kraut meinem Vater zu bringen und ihm zu erzählen, wie ich es gesucht, und wie mich die Edelfrau mit nach der Laurenburg genommen. Der Diener kannte meinen Vater gar wohl und lief mit Freuden die Waldstege nach unserer Hütte zu. Nun ritt die Edelfrau mit mir und ihrem Söhnlein allein vollends zum Main hinab und an einer seichten Stelle hinüber nach der Laurenburg, wohin der Diener bald auch kam und mich auf dem Kahne zu meinen Eltern hieher zurück brachte. Die gute Edelfrau hatte mir viele Liebe erwiesen, und gab mir noch ein Krüglein mit altem Wein und einige stärkende Gewürzküchlein für die kranke Mutter mit, und versprach, sie selbst morgen zu besuchen. Ihr Söhnlein aber, das nicht zugegen war, als ich aus der Laurenburg ging, kam mir bis zum Wasser nachgelaufen und gab mir einen ganzen Rosmarinstock, den er aus seinem Gärtlein ausgerissen, und sprach: „Du, Kleine, das stell' an deiner Mutter Bett, das ist ein guter Ruch, wenn man siech ist. Elslein, komm wieder." Da gab er mir die Hand, und wir schieden.

Als wir auf Hirzentreu ankamen, trug mich mein Vater an der Mutter Bette; die umarmte mich und sagte: „Els, ich habe den ganzen Tag nicht leben und nicht sterben gekonnt aus Sorge, daß du verloren seist; Gott aber hat mich wunderbar getröstet durch das, was geschehen, und hat mir dein Vater von dem Kraut einen Trank gekocht, der hat mich wunderbar erquickt." Da gab ich dem Vater den Rosmarinstock; der pflanzte ihn in einen schönen neuen Krug neben der Mutter Lagerstätte, und nun nahm der Diener Abschied, nachdem er den Wein und die Würzküchlein dem Vater gegeben.

Es war darüber Abend geworden; mein Vater gab der Mutter noch von dem Wein und der Würze, und sie fand sich so gestärkt, daß sie das Abendlied mit dem Vater mit großer Andacht leise mitsang, worüber ich zu ihren Füßen auf ihrem Lager entschlief. Gegen Morgen aber weckte mich der Vater, und sagte mir mit Weinen: „Wach auf, lieb Elslein, und schau' nach der Mutter, und gib ihr, was sie verlangt; sie ist gar krank, und ich will in

das Kloster laufen um die letzte heilige Wegzehrung für sie. Halte dich still, so sie schläft, und bete still; und so sie es verlangt, reiche ihr zu trinken, auch schaue nach dem brennenden Kienspan im Kamin, daß kein Unglück entsteht." Dann trat er zur Mutter, trocknete ihr das Antlitz und sprach: „Gott erhalte dich, liebe Agnes, zu christlichem Geleite, ich gehe zum Kloster; o, wie ist dir, liebe Agnes?" Da sagte die Mutter: „Ich lege wie ein Kind mein krankes Haupt in den Schooß dessen, der gesagt hat: ‚Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet', und ich habe das Vertrauen, er wird mich mit vollem Troste von dir scheiden lassen; so gehe dann hin und bringe mir den letzten Trost." Da küßte sie der Vater und ging fort.

Ich aber redete leise zu Füßen des Bettes: „Mutter, darf ich zu dir kommen?" Da sagte sie: „Ja, lieb Elslein, doch stehe erst auf und bringe mir das kleine Kreuz aus meiner Truhe, mich verlangt sehr darnach." Geschwind eilte ich an die Truhe, doch der Deckel war so schwer, daß ich ihn nicht erheben konnte; das klagte ich der Mutter, die sagte: „Elslein, bete! der dir das Kraut gebracht, das mich so erquickte, wird dir auch helfen, die Truhe zu eröffnen, so du ihm vertrauest." Da fiel ich vor der Truhe auf die Kniee und betete, Jesus möge mir die Truhe eröffnen; und Gott erbarmte sich meiner, ich öffnete die Truhe mit kleiner Mühe, und brachte der Mutter das kleine Kreuz. Es ist dasselbe, welches noch zu Hause an meinem Bette hängt, und unsere Truhe zu Haus ist auch dieselbe Truhe. Die Mutter nahm das Kreuz in ihre gefalteten Hände und küßte es, und drückte es an ihr Herz, und ich legte mich zu ihr auf das Hauptkissen und drückte meine Wange an die ihrige. Sie sprach nicht, sie flüsterte betend, und so entschlief ich; bald aber weckten mich laute Worte von ihr, und ich hörte sie sagen: „Hüter, ist die Nacht schier hin? Wer da? Gut Freund! Sei getrost! Ich bin's! Fürchte dich nicht! Herr, bist du es, so heiße mich zu dir kommen auf dem Wasser." Und nach diesen Worten bewegte sie sich mühsam im Traum. Ich verstand sie nicht, und weckte sie mit Küssen: „Lieb Mutter, was verlangt dein Herz?" Da schlug sie die Augen auf und sagte: „O, mein Jesus, ich bin noch nicht bei dir! Elslein, mein Kind, sage, hast du den lieben Heiland gesehen, wo ist er hingegangen?" Ich verstand sie nicht, und suchte ihr das Kreuzlein in dem Bette, das ihren Händen entfallen war, und legte es ihr wieder in die Hände mit den Worten: „Herzmutter, da ist der liebe Heiland." Da küßte sie das Kreuz

wieder, und sagte dann: „Elslein, ich war allein auf einem Kahn auf einem großen Wasser, eine lange, lange Nacht, kein Stern am Himmel, und sehnte mich nach dem Tag; endlich sah ich ein Sternlein, das zog leise über das Wasser, wie ein Wächter durch die Flur, und da rief ich mit aller Macht: ‚Hüter, ist die Nacht schier hin?' und der Stern antwortete: ‚Wenn der Morgen schon kömmt, so wird es doch Nacht sein: wenn du schon fragest, so wirst du doch wieder kommen und wieder fragen.' Da kam es gegen mich über die Wogen geschritten, und ich sah, daß es eine einsame Gestalt war. Da rief ich: ‚Wer da?' und es antwortete: ‚Gut Freund.' Ach! da ward mein Herz so freudenvoll und ich gedachte: Sollte es wohl mein Jesus sein? Da sprach er: ‚Sei getrost, ich bin's fürchte dich nicht,' und ich sprach: ‚Herr, bist du es, so heiße mich zu dir kommen auf dem Wasser.' Da winkte er mir, und ich trat aus dem Kahn auf das Wasser, konnte aber den Herrn nicht erreichen, der vor mir herschwebte wie eine Wolke oder ein Schatten, und wenn ich so recht muthig und begierig auf ihn zuging, und recht glaubte, daß er sich meiner erbarmen werde und einen Eliaswagen vom Himmel rufen, mich zu sich hineinsetzen und zu dem himmlischen Paradiese fahren werde; ach! da war er mir so nah, so nah, daß ich schon das Wehen der Seligkeit fühlte; dann kam aber plötzlich eine Welle, und erhob sich ein Wind, und ich verzagte und glaubte zu versinken auf dem Wasser; und wie meine Sorge wuchs, schwand das Bild des Herrn vor mir in die Ferne; ja, es ward wieder zu dem einsamen Sterne, den ich zuerst gesehen, und auch der verschwand. Da war ich ganz allein auf dem Wasser, und der Kahn trieb zu mir her; da sah ich dich darauf sitzen und nach mir weinen, und ich wandelte mit Mühe zu dir hin, und saß bei dir im Kahn und herzte dich, und du entschliefst in meinem Arm. Ich aber wachte und die Nacht war wieder so lang, so lang. Da hörte ich den Flügelschlag einer Taube durch die Luft, und ich rief abermals mit großer Sehnsucht: ‚Hüter, ist die Nacht schier hin?' Es flog aber ein Täublein über meinem Haupte, das rief zu mir: ‚Lege Flügel der Liebe an und folge mir nach, deine Seele findet nicht, da sie ruhet auf der Sündfluth; siehe, der himmlische Noah streckt seine Hand aus der gestirnten Arche, aus der du ausgeflogen, um dich wieder hineinzunehmen; aber achte, daß dein Gefieder rein sei. Da sah ich den Himmel voll Sternen, aus dem blickten die Hände, die Füße und die Seite des Herrn, und die heiligen fünf Wunden leuchteten wie Rubin und bluteten her-

nieder, und die Taube flog ihnen zu. Ich aber hatte Flügel und breitete sie aus und wollte sie schwingen, aber sie waren schwer und unrein. Ich rief aber: „O Herr, nur einen Tropfen deines Blutes auf meine Flügel, und sie werden gereiniget sein"; und es floß nieder zu ihnen, da waren sie rein, und ich schwang sie freudig; aber du lagst in meinem Schooße, da wollte ich dich küssen und Abschied nehmen von dir, da schlangst du die Hände um mich und wolltest mich nicht lassen, und deine Worte erweckten mich von dem seligen Traume."

So erzählte mir die kranke Mutter, was ihr geträumt, und ich hörte ihr mit noch größerer Aufmerksamkeit zu, als wenn sie mir sonst eine Geschichte erzählte. Da sie geendet hatte, sagte ich zu ihr: „Mutter, das war sehr schön, aber schlafe wieder ein, und wenn die Taube wieder kömmt, so bitte sie, daß ich auch mitfliegen darf, ich will auch recht beten; der mir das Kräutlein gegeben und die Truhe geöffnet, der wird mir auch gewiß Flügel geben, daß ich mit dir fliegen kann." „Das wird er gewiß, liebes Elslein, so es dir gut ist," sagte die Mutter; „aber wenn ich wieder einschliefe und das Täublein käme wieder, und ich flöge mit ihm fort, so würdest du gewiß gern zurückbleiben bei deinem Vater, daß er nicht allein sei, so ich dich darum bitten würde." Da sagte ich zu ihr: „Ja, das will ich, so du bald wiederkehrst und mir etwas mitbringst." Sie aber antwortete: „Ich werde nicht wiederkehren; doch werdet ihr mir nachfolgen, und da wird Alles voll Herrlichkeit sein. Aber hörst du, Elslein, du mußt mir den Abschied nicht schwer machen, und auch den Vater trösten, wenn er weinen sollte, und ihm erzählen, wie ich dir gesagt, daß ihr mir nachkommen werdet; denn das Täublein wird bald kommen, mir ist, als höre ich schon seinen Flügelschlag." Da küßte ich die Mutter und sagte: „Ich will thun, wie du willst, und will dein gutes Elslein sein, und die Mutter küßte mich wieder mit den Worten: „O, du gutes, gutes Elslein!" Dann bat sie mich, ihr das Lied von der Taube zu sagen, das sie mich gelehrt, da sprach ich:

Hör, liebe Seel'! wer rufet dir?
Dein Jesus aus der Höhe:
„Komm, meine Taube, komm zu mir!"
Den Ruf ich wohl verstehe.

Wenn ich soll deine Taube sein,
Mußt du mir Flügel geben,
Die wasch' in deinem Blut ich rein,
Und werde glaubend schweben.

Du rufest mir! Wie arm ich bin,
Darf ich zu dir doch kommen,
Die Mängel hat dein treuer Sinn
Ja all' von mir genommen.

Sag', Herr, wird auch ein Nestlein sein
Für mich bei dir gefunden?
„Ja, meine Taube, komm herein,
Wohn' hier in meinen Wunden!"

Mein Jesu, ach, was willst du mir
In deinen Wunden geben?
„Durch meine Wunden, sag' ich dir,
Fliegst sterbend du zum Leben."

Wohlan, es zielt des Todes Pfeil
Er wird mich nicht verderben,
Zu deinen Wunden, Herr, ich eil',
Da werd' ich's Leben erben.

Da ich der Mutter das Lied hergesagt, war sie leise wieder eingeschlummert. Der Tag brach an, und ich nahm ein Zweiglein von dem Rosmarinstock, der bei ihrem Lager stand, und gab es ihr zu dem Kreuz in ihre gefalteten Hände. Da flog auch die Turteltaube, welche bei unserem Hause nistete, an das Fenster, und pickte daran und rief: „Kuckuck." Sie that es sonst alle Morgen, denn ich streute ihr Futter dahin, aber heute hatte ich nicht den Muth, und gedachte: „Ach! da kommt die Taube schon, welche die Mutter mitnehmen will, aber ich soll ihr den Abschied nicht schwer machen." So stand ich leise, leise von der Seite der Mutter auf, und ging hinaus, und kniete an dem Bächlein in das Gras und betete für sie. Da hörte ich ein Glöcklein im Wald und sah bald meinen Vater kommen, der trug eine Leuchte, und zwei Ordensherren gingen mit ihm, deren Einer trug das Hochwürdigste Gut und der Andere das heilige Oel, und ihnen folgten einige fromme Männer und Frauen, die stille beteten. Da lief ich meinem Vater entgegen und sprach: „Herzvater, die Himmelstaube ist schon da, welche die Mutter abholen will; wir dürfen aber nicht gleich mit, ich habe es ihr versprochen, bei dir zu bleiben und dich zu trösten, bis wir nachkommen in die Herrlichkeit." Mein Vater verstand mich wohl und trat mit dem Geistlichen in die Hütte; ich aber blieb draußen und betete mit den Begleitern. Hernach kam die Edelfrau von der Laurenburg mit ihrem Söhnlein, dem Junker Siegmund, über den Main zur Hirzentreu, wie sie den Abend vorher mir versprochen, und derselbe alte Diener war wieder bei ihr. Die Edelfrau ging zu meiner Mutter hinein, der Junker aber blieb bei mir, und wir spielten im Gras an der Quelle; er fragte mich auch nach dem Rosmarin, den er mir gegeben für meine Mutter; da erzählte ich ihm von der Taube und von Allem. Nach einiger Zeit aber trat die Edelfrau heraus und nahm mich mit in die Hütte. Da lag die Mutter ganz still, und der Vater kniete an ihrem Bett und weinte. Da ich zu ihm trat, hob er mich zur Mutter und sprach: „Agnes, segne das Elslein, ehe du scheidest," und er legte der Mutter Hand auf mein Haupt. Die Mutter aber sagte: „Gott segne dich, tröste den Vater, bis ihr nachkommet. Elslein, ich fliege schon." Da sah sie mich mit unaussprechlicher Liebe an, und wendete dann den Blick zum

Himmel. Ich sprach: „Geleit' dich Gott, lieb Mutter“, und weinte laut. Da trug mich die Edelfrau hinaus zu ihrem Söhnlein, dem erzählte ich Alles; und da ein Paar Tauben hinüber zur Laurenburg flogen, streckten wir Beide kindisch die Hände aus und riefen: „Da fliegen sie, da fliegen sie, geleit' dich Gott, liebe Herzmutter.

Hernach nahm mich die Edelfrau mit nach der Laurenburg, und ich blieb bis zum andern Tage dort, da die Mutter schon im Kloster begraben war. Der alte Knecht aber war bei meinem Vater geblieben, und war mein Vater einen ganzen Tag im Kloster gewesen, des Trostes der geistlichen Herren zu genießen. Die Edelfrau ist auch mit zu Grabe gewesen; und da sie nach der Laurenburg kehrte, brachte sie ihren Herrn, den Ritter von der Laurenburg, und den älteren Sohn Albrecht, mit welchem der alte Laurenburger bei dem Grafen zu Nassau gewesen, der des Albrecht Taufpathe war, und hatte die Laurenburgerin ihnen auf der Heimkehr begegnet. Der Ritter war mir freundlich und gab mir Wecken von des Grafen von Nassau Tisch; und da seine Hausfrau ihm den frommen Tod meiner Mutter erzählet, war er sehr mitleidig mit meinem Vater und sprach: „Der Graf Albrecht hat noch heute zu Tisch von dem frommen Falkenmeister gesprochen, und vor allen seinen Dienern sein in Ehren gedacht; ich habe ihm auch versprechen müssen, den Vogler von ihm zu grüßen, und will er ihm nächstens einen kranken Falken schicken, daß er ihn pflege. „Komm, Elslein,“ sagte der Ritter dann zu mir, „ich will dich selbst zu deinem Vater bringen, es ist noch hoch am Tag, und mag er wohl Trostes bedürfen.“ Da brachte mich der Ritter wieder zur Hirzentreu, und ging Siegmund wieder mit. Die Edelfrau aber blieb mit Albrecht zurück, der sollte ihr von dem Wesen des Grafen von Nassau erzählen. Wir fanden aber meinen Vater mit dem Laurenburger Knechte vor der Thüre sitzen in stillem Gespräch; und als dieser seinen Herrn herankommen sah, der mich auf dem Arme den steilen Pfad herauf trug, stand er auf und trat bei Seite; mein Vater aber lief mir entgegen, nahm mich von des Ritters Armen und herzte mich unter Thränen. Da sprach ihm der Laurenburger ehrlich zu und getröstete ihn, so gut er es vermochte; setzte sich auch zu ihm auf die Bank und erzählte ihm von des Nassauers Gunsten zu ihm; und sprachen sie mancherlei, nicht als ein Ritter zu einem Knechte, sondern als gute Nachbarn und Freunde, denn das Unglück machet Gesellen. Es war aber dem

Laurenburger auch seine erste Hausfrau mit sammt dem Kindlein in dem Kindelbette gestorben, deren gedachte er mit vieler Liebe. Unter solchem Gespräche stand ich zwischen meines Vaters Knien, und Siegmund neben dem Laurenburger, und spiegelten uns in dessen blankem Brustharnisch, und lachten, weil er, hohl geschliffen, unsere Gesichter auf mancherlei Weise verstellte. Dann sagte mir der Vater in's Ohr, ich möge den Wein und die Würze von der Mutter Tischlein bringen. Da ging ich zur Stube, aber die war ganz anders geworden; wo das Bett gestanden, stand der Betschemel und das Altärlein, und hing ein neu Muttergottesbild an der Wand, und an demselben der Mutter und des Vaters Brautkränzlein; ihre Spindel aber stand vor meinem Bänklein, und war Alles gar verändert. Das hatte meinem Vater der gute alte Laurenburger Knecht so geordnet, daß er seines Leides desto eher vergessen und ein neues Leben anfangen möge.

Nachdem ich mich genugsam über Alles gewundert, nahm ich den Wein und die Würze, was von dem Geschenke der Laurenburgerin noch übrig war, und brachte es dem Vater hinaus; der reichte den Krug dem Ritter. Da trank der Herr, und mußte ihm der Vater Bescheid thun. Auch sagte der Ritter: „Das ist ein köstlicher Wein, den man wohl dem Kaiser bieten dürfte, Ihr habt ihn wohl aus einem Klosterkeller? Einem Edelmann wächst solcher Wein nicht um die Lanze, der schmeckt nach dem Krummstabe.“ Mein Vater lächelte und sagte: „Gnädiger Herr, Ihr habt von dem Euren getrunken, aber er hat auf einem milden Fasse gelegen; denn Eure liebe Frau Ida hat diesen Trunk meiner seligen Agnes zur Labung gebracht, und wenn er Euch besser schmeckt, als zu Haus, so ist's, weil Ihr Gottes Segen schmecket.“ Da trank der Laurenburger nochmals und sprach: „Wahrhaftig, in Gottes Segen soll man den Wein legen, in Gottes Segen soll man des Weines pflegen, in Gottes Segen gedeiht der Wein auf allen Wegen. Das Faß, aus dem Frau Ida diesen Krug gefüllt, muß mir ebenso gut werden. Ihr müßt mir wohl erlauben, daß ich es mit Euch hier oben austrinke, da es mir so wohl bei Euch geschmeckt.“ Da dankte mein Vater dem Ritter herzlich und sprach: „So Ihr einen armen Mann nicht verschmähet, will ich Euren Zuspruch hoch in Ehren halten, aber Ihr müßt dann auch von meiner Wasserquelle hier trinken, da fließt auch Gottes Segen drinn.“ Nun schied der Ritter freundlich von uns mit den Seinen, ¶ und mein Vater pflanzte am Bache die Sonnenblumen.

Er war ein frommer und kunstreicher Mann und arbeitete den ganzen Tag. Er richtete die Falken ab, wie kein anderer Jäger in Franken und hatte eine große Kenntniß heilsamer Kräuter. Ich ging ihm immer in seinen Arbeiten zur Hand wie ich konnte, und er erzog mich zu Gottesfurcht und Sittsamkeit. Spinnen und Weben hab' ich dort im Schlosse von des Ritters Hausfrau gelernt, und zugleich mit den zwei Söhnen, das Christenthum bei dem Hauskaplan.

Mein Vater schenkte dem Ritter gut abgerichtete Falken dafür; der Hausfrau brachte ich Arzneikräuter und den Söhnen gab ich Finken und andere Vögel, die ich selbst singen gelehrt hatte; so war ich denn immer gern im Schlosse gesehen und konnte an den Frauen und Dienerinnen wohl lernen, was einer Jungfrau geziemt. Doch war ich, da ich älter ward, meistens zu Hause bei meinem Vater, denn er liebte mich sehr und mochte nicht ohne mich sein. — In der Einsamkeit besuchte uns der jüngste Sohn des Ritters oft, er war auch stiller Gemüthsart und hatte sich immer gut mit mir verstanden. Wenn ich hinüber auf die Burg wollte, so blies ich auf meines Vaters Jagdhorn, und wenn er dann zu Hause oder in der Gegend war, ließ er sich auch bald an dem Maine sehen und fuhr mich in dem Schifflein hinüber und wieder herüber, und wir gewannen uns so lieb, daß wir nicht lange ohne einander sein konnten. Da mein Vater das bemerkte, kümmerte er sich darum und sagte mir oft traurig: „Mein Kind, was soll aus deiner Liebe werden zu des Ritters Sohn, da du doch eines armen Mannes Kind bist und nicht zur Edelfrau geboren?“

Diese Reden meines Vaters waren wohl wahr und thaten mir leid, aber ich konnte doch nicht aufhören, den Ritter zu lieben, denn die Liebe ist blind und wo sie entbrennt, kann sie nicht ausgelöscht werden, und zwei Menschen, die sich lieben, kann nichts scheiden als der Tod. Mein Vater stellte es auch dem Ritter vor, der aber war muthiger als ich und sprach: „Lasset euch das nicht kümmern in euren alten Tagen, denn es soll euch freuen, wenn ihr seht, daß eure Tochter eines braven Ritters Frau wird, und will das meine Vater nicht, so wird er doch nicht drum zürnen bis an den Tod.“

Ich erschrack, wenn ich sah, wie mein Vater traurig ward bei seinen Reden, die mir das Herz erhoben und habe meinem Vater immer von der Zeit an emsiger gedient als vorher, und war auch in allen meinen Reden be-

dachtsamer und klüger, damit er mehr Vertrauen zu mir gewinnen möge und versichert werden, daß ich nicht thöricht handeln würde. Siegmund kam nun seltener, denn er ritt mit seinem Vater oft in den Krieg und wann des Morgens die Reisigen aus dem Schlosse auszogen, stand ich immer und grüßte Siegmund mit einem weißen Tüchlein, und wenn er mich so grüßen sah, ließ er sein Pferd einigemal springen. Das war seine Antwort, denn er getraute sich nicht vor seinem Vater mich wieder zu grüßen. Dann betete ich zu Gott, daß er ihn gesund wiederkommen lasse, und hatte nicht viel Ruhe, bis ich die Reisigen wieder einziehen sah.

Einst aber in einem kalten Winter waren sie auch ausgezogen und als sie wiederkamen, stand ich am Berge und sah nach Siegmund, der saß aber nicht auf seinem Pferde, der ward auf einem Tragbette zwischen zwei Reitern getragen. Ach! da war meine Angst groß, bis er die Reiter still halten ließ und sich aufrichtete, daß ich sehen möchte, daß er noch lebe und war dies gewiß ein großes Zeichen seiner Liebe zu mir. Ich hatte aber keine Ruhe und bat meinen Vater, er solle mich hinüber auf das Schloß lassen, und da er nicht einwilligte, kniete ich vor ihm nieder und bat ihn mit Thränen so flehentlich, daß er selbst sehr weinte und sprach: „Ach Tochter! wie ist deine Liebe zu Siegmund so groß, und was wird viel Leid daraus entstehen!" Dann gab er mir ein Bündelchen Kräuter und führte mich selbst an den Main hinab; der war zugefroren und noch Keiner darüber gegangen. Das wußte ich wohl, ich sagte es aber meinem Vater nicht, der glaubte es seien schon viele Leute darüber gegangen, und so eilte ich denn über das Eis ohne Furcht und Angst und betete wohl mehr für Siegmund auf dem Eise, als daß ich nicht einbrechen möchte.

Es war Abend, da ich auf das Schloß kam; ich fragte sorgsam nach Siegmund und sagte, mein Vater habe gesehen, daß er verwundet zurückgekommen sei und ich müsse ihm die Kräuter bringen. Da führte man mich in's Gemach, wo seine Mutter an seinem Lager saß. Da konnte ich mich auch nicht mehr halten, lief zu ihm hin, kniete an seinem Bette nieder und küßte ihm die Hand. Seine Mutter wußte wohl, daß er mich lieb hatte und ich ihn, aber hatte wohl nicht geglaubt, daß es so ernstlich sei, und da sie mit mir nachher zurück in ihre Kammer gegangen war, sprach sie lang mit mir, wie auch mein Vater gesprochen hatte. Da erzählte ich ihr treulich Alles, wie



unsere Liebe so unveränderlich sei, und wie nichts uns scheiden werde als der Tod. Sie war aber eine sanfte Frau und Siegmund war ihr das liebste Kind; auch gegen mich war sie sehr freundlich und wie eine Mutter gesinnt und hat nicht mehr von unserer Liebe gesprochen, als daß sie Gott bitten wolle, daß es uns nicht übel gehe auf Erden.

In der Nacht ging das Eis im Main auf und ich konnte am Morgen nicht zurück, so daß ich wohl drei Tage lang auf dem Schlosse bleiben mußte. Ich war dann meistens bei Siegmund und pflegte seiner, denn sein Vater war noch nicht zurück und die Mutter erfreute sich an unserer Liebe. Da wuchs dieselbe noch viel mehr, denn wir hatten uns lange nicht gesehen und in der letzten Zeit wenig mit einander gesprochen.

Da wir nun so beieinander sassen, wurden wir viel inniger und Siegmund, durch seine Wunde schwach und sanfter als sonst, erschien mir viel vertrauter, ja seine Rede war mir oft ganz jungfräulich und ich verband ihm seine Wunde in der Seite ohne Scheu. Da ist mir auch die kleinste Handlung theuer und ein tiefsinniges Werk geworden, wenn ich sie in der Liebe gethan hatte. Nach drei Tagen ging ich wieder zu meinem Vater, der war traurig in seiner Einsamkeit geworden, während ich mich gefreut hatte, und ich erzählte ihm, was geschehen war, und wie meine Liebe noch viel größer sei, und was Siegmund's Mutter mit mir gesprochen. Darüber ward er gar nachdenklich und sagte, wie er ein alter Mann sei und schon mit einem Fuße im Grabe stehe, so sei sein Sinn wohl nicht mehr für die weltlichen Dinge, und wolle er auch meine Liebe nicht stören, aber es sei ihm doch traurig, wenn er daran denke. Da Siegmund gesund war, besuchte er meinen Vater und mich wieder dann und wann, und außerdem sahen wir uns an Sonn- und Festtagen vor und nach der Kirche im Kloster. Der Winter war sehr rauh und mein Vater oft krank, denn er war schon ein alter Mann und hatte schneeweiße Haare; da ward mir denn auch keine Freude als ihn zu trösten und mit ihm zu beten. Als der Frühling kam, die Zweige ausschlugen und die Vögel wieder zu singen begannen, setzte er sich oft an die Thüre und sah in's Thal hinab und sprach mir von meiner Mutter. Einmal an dem hl. Ostertage Nachmittags, saß er in seinen Feierkleidern an der Thüre und ich neben ihm, es war gegen Abend, Alles still und ruhig und gar mildes Frühlingswetter. Wir sahen den Main hinauf, da kam eine Wallfahrt in einem Schifflein

gefahren; sie hatten ein Kreuz aus einer grünen Maie und sangen andächtig und laut, daß es zwischen den Bergen in der Ferne leise mitsang:

Ich will des Mai's mich freuen
In dieser heiligen Zeit,
Und gehe zu den Maien,
Und seh des Heilands Leid;
Leid gab mir die Freudigkeit.

O Mai! im grünen Scheine
Du blühest kurze Weil!
O Maie, die ich meine,
Du blühest ewiges Heil!
Heil gab mir des Todes Pfeil.

Du stehst in ewiger Blüthe
Seit unser höchstes Gut
In deinen Zweigen glühte.
Du trankst sein heiliges Blut!
Blut gab mir so hohen Muth.

Du drangst in heiligem Thaue
So freudig himmelwärts,
Dich tränkte die Jungfraue
Mit ihrer Thränen Schmerz!
Schmerz erquickte mir das Herz.

Des heiligen Todes Weihe
Gab mir des Lebens Wein;
O Jesus an der Maie
Mich heilte deine Pein!
Pein führt mich zum Himmel ein.

Der Vater und ich sangen das Lied still mit. Er ward sehr gerührt und sprach zu mir: „Wohl wende ich mich auch hin zu der Maie des heiligen Kreuzes, wo mir das ewige Leben blüht, denn meine Zeit ist vorüber und dieser ewig wiederkehrende Frühling ist meine Jugend nicht, auch werde ich die Früchte nicht reifen sehen; ich fühle, liebes Kind, daß dies der letzte Frühling ist, dessen ich mich erfreue. Vom Leben zu scheiden schmerzt mich nicht, weil sich das Leben nie von mir scheiden kann, denn ich habe nach meinen Kräften Gott gedient und die Menschen geliebt. Das Schifflein mit der singenden Wallfahrt und der Maie, wie es so den Main hinunterfährt und dort die Sonne, die untergeht, sie haben mich wohl an das Leben der Menschen erinnert: da sind sie heut früh aus den verschiedenen Dörfern fröhlich zusammengekommen und in der Kühle und dem Dufte des jungen Laubes durch den Wald und über die Berge singend hingezogen und haben nur gedacht, wie sie ankommen würden und ihre Andacht verrichten und da sie gebetet hatten, sind sie zu den Krämern gegangen, die dort stehen, und haben Kerzen gekauft, jeder nach seinem Vermögen und haben sie dort aufgesteckt; dann haben sie am heißen Mittag im Grase ihre Speise genossen und nun sind sie den Berg wieder heruntergekommen und schnell trug sie das Schifflein den

Strom hinab, während die Sonne auch hinunterzog. Einer steigt früher, der Andere später an's Land, und Alle, die beisammen so fromm dem Main singend folgten, sind in der Nacht nicht mehr beisammen und wenn der Vater seinen Kindern ein Heiligthum mitbringen kann und so Frömmigkeit erwecken, dann kehrt er freudig von der Wallfahrt zurück; die Gabe mag gering sein im allgemeinen Werth der Dinge, so ist sie doch groß für die Betrachtung, und ein Samenkorn, das der Wind verweht, kann die Mutter eines ganzen Waldes sein."

So sprach er noch lange in rührender Vertraulichkeit mit mir und da ich ihn nach der Hütte zurückbegleitete, zitterte er sehr, so daß ich wohl fühlte, er werde nicht lange mehr mit mir sein. Siegmund kam den folgenden Tag herauf und mein Vater bat ihn, den Pater Anton vom Schlosse zu schicken und auch seine Mutter zu ihm zu bitten, denn Siegmunds Vater hatte den älteren Sohn Albrecht zu einem Vetter in Schwaben begleitet.

Da Siegmund zurückeilte, stand ich am Fenster und weinte sehr. Mein Vater, der in seinem Lehnstuhle saß, hatte seinen Lieblingsfalken auf der Hand und sagte freundlich zu ihm: „Willst du wieder in Freiheit, Kilian, wenn ich todt bin?" Da er mich weinen hörte, sagte er: „Was weinst du, mein Kind?" Ich erwiderte: „Da ich Siegmund hinabgehen sah, mußte ich weinen, daß er bald mein einziger Trost sein wird außer Gott." Da sprach er zu mir: „Und einst wird Gott dein einziger Trost sein, wie er jetzt meiner ist, da ich dich verlassen muß; aber ich will Gott im Himmel für dich bitten, daß es dir auf Erden wohlgehe, bis du zu mir kommst."

Dann kniete er dort an dem Altare nieder und betete und war so schwach, daß er sein Haupt auf den Altar legte. Ich kniete neben ihm und der Falke saß traurig auf der Stange. Darauf sagte er: „Sieh, ob der Pater Anton bald kommt, ich fühle, meine Stunde naht."

Da sah ich den Pater in seinem geistlichen Gewande in das Schifflein steigen, Siegmund trug das Kreuz und seine Mutter hatte eine Kerze in der Hand, auch waren noch die alten Knappen des Ritters mit Fackeln bei ihnen. Da sprach ich: „O lieber Vater, sie bringen unseren Herrgott." Da küßte mich der Vater und sah mich mit großer Liebe an.

Der Zug kam langsam den Berg herauf und als sie vor der Hütte standen, ging ich hinaus zu Siegmund und seiner Mutter. Die war sehr

traurig und küßte mich. Der Pater Anton ging zum Vater hinein und hörte ihn Beicht und gab ihm das Abendmahl und wir standen drauß und beteten. Dann kam der Pater und rief mich und Siegmund und seine Mutter herein.

Wir knieten um seinen Stuhl und er sprach zu Siegmund's Mutter: „O gnädige Frau, wir werden bald zusammen sein, nehmt euch meines Kindes an; Siegmund liebt meine Tochter, sie verdient es. O mein gutes Kind, ich befehle dich Gott, komme bald zu mir, wenn dir es auf Erden nicht gut ist." Da weinten wir Alle sehr und Siegmund nahm meine Hand und sagte: „Mutter, segnet uns! Vater, segnet uns!" Da gab er uns den Segen und Siegmund's Mutter auch und der Pater fügte den Segen der Kirche hinzu, der uns für immer verband. Dann wollte er in den Sonnenschein getragen sein. Siegmund und ich trugen ihn auf seinem Sessel hinaus in das Freie.

Die alten Diener des Ritters standen mit den Fackeln im Kreise um ihn und reichten ihm die Hände. Siegmund brachte ihm seinen Falken, der saß hinter ihm auf der Lehne seines Sessels. So saß der gute Vater noch einige Minuten und sprach: „O Gott, ich danke dir für das schöne Leben, ich danke dir für mein schönes, liebes Kind, ich danke dir für den schönen Tod." Da starb er. Siegmund und ich hatten seine Hände; es war freundlicher Sonnenschein, die Vögel sangen in dem Walde und der Falke stieg wie ein Pfeil in die Höhe.

Siegmund und seine Mutter nahmen mich nun mit nach dem Schlosse und trösteten mich mit vielen freundlichen Worten, besonders Siegmund, der war seit meines Vaters Tod viel ernster und fester geworden. Er sah nun seine Liebe zu mir als meine einzige Hilfe an und als Alles, was ich in der Welt zu hoffen hatte, so wollte er denn auch mein Schicksal so freundlich machen, als in seinen Kräften stand und strebte immer mehr, wie er mir gütig und treu erscheinen sollte.

Mein Vater ward den folgenden Tag neben meine Mutter in's Kloster begraben. Siegmund und seine Mutter gingen mit zur Leiche, mich aber ließen sie nicht mitgehen, damit ich nicht zu traurig sein möchte; ich blieb also auf dem Schlosse zurück und wie sie aus dem Thore hinauszogen, stieg ich auf den höchsten Thurm des Schlosses. Sieh, es ist dort jener weiße Thurm, worauf das Bäumchen steht. Ich sah mich rings in der Gegend um und empfand Vieles, was ich vorher nie empfunden hatte. Wie Siegmund mit



seiner Mutter in das Schifflein stieg, erinnerte ich mich, wie ich ihn zum Erstenmale gesehen, das war, als meine Mutter starb, da saß ich vor meines Vaters Hütte und spielte ganz fröhlich und verstand das Leid der anderen Menschen nicht, da sah ich ihn auch in demselben Schifflein überfahren. Ach, wie viele Jahre sind schon hin, jetzt bin ich auch schon unter den erwachsenen Leuten, die den Schmerz wohl verstehen, wenn ein lieber Freund von ihnen scheidet. Wie oft ist der Frühling vergangen, seit ich lebe, und ich kann mich kaum eines einzelnen Frühlings erinnern; ich weiß nur, daß es Frühling war, wenn die Bäume blühten und die Welt freudig wurde. O weh, jetzt spiele ich nicht mehr vor meines Vaters Hütte, hier stehe ich und bin allein und muß weinen, ach! wie bitter weinen. O, wo wird mein guter Vater hingetragen, wo geht all' das Leben hin, all' die Lust? So war ich gar traurig und hatte ganz die Hoffnung verloren. Ich sah, wie Siegmund mit seiner Mutter den Berg hinanstieg und wie die Klosterherren in ihren weißen Kleidern aus dem Walde heraustraten, und wie sie meinen guten Vater in dem Sarge aus der Hütte trugen. Da streckte ich wohl die Arme gegen Himmel und weinte sehr, da hörte ich sie auch noch lange im Walde ihre heiligen Lieder singen.

Es war Abend und still, die Sonne ging unter, im Thal war es schon dunkel, nur über unserer Hütte und dem Walde lag noch der helle Schein. Da dachte ich, wie mein Vater mit mir gesprochen, als die Wallfahrt den Main hinabfuhr, und wie er des Menschen Leben mit der Wallfahrt verglichen und wie er zu mir gesagt hatte: „Der geht gern von der Wallfahrt nach Hause, der seinen Kindern eine fromme Gabe mitbringen kann.“ Und indem ich gedachte, wie er so ruhig und freundlich gestorben, warf ich auch einen Blick zurück auf die Heiligthümer, die er mir zurückgelassen hatte. Ich wiederholte in mir sein Andenken und die sanfte, fromme Unterweisung, die er mir immer gegeben hatte, sah lang in mein Herz zurück und fühlte mich ruhig und mild. Dann wendete ich meine Blicke ringsum über Berg und Thal, wie der Wald grünte und hochragte, wie sich die Wiesen sanft hinabsenkten und mit den gefurchten Aeckern abwechselten. Zum Himmel richteten sich meine Blicke ruhig aufwärts und gleiteten an dem Fluge ziehender Vögel nieder zum Main, in dem die Wolken noch einmal zu ziehen schienen, dann blickte ich zwischen den Thürmen hinab in den einsamen Burghof, wo ein alter Knappe den Hollunderbusch an dem Fenster seiner Kammer beschnitt

und ein lustiges Lied sang, auf dem Dache trieben in den letzten Strahlen sich die Tauben girrend herum, unten war es schon dunkel und die ewige Lampe der Burgkapelle sah gelblich durch das hohe Fenster, und Alles das sah ich mit gleicher Ruhe und stiller Liebe an. Es war mir nicht, als sei mein Vater gestorben, ich konnte an ihn denken, als sei er immer zugegen, nur sehe ich ihn nicht, höre ihn aber singen und arbeiten. Zu dieser Stunde kam ein großer, inniger Glaube an die Güte Gottes, an die Ewigkeit des Lebens in mich; Alles, was mir der gute Vater in kurzen Sprüchen und Winken gesagt hatte, sah ich ausgeführt in seinem Leben, und sein Leben fand ich wieder über der ganzen ruhigen Gegend schweben, aus der mir mein eigenes Herz wie eine freundliche Blume entgegensah. O, da fühlte ich deutlich, was mir mein guter Vater von der Wallfahrt mitgebracht hatte; er hatte mir das Leben gegeben, die freundliche, gesunde Gestalt meines Leibes, das ruhige, schlagende Herz in der Brust und die stille, betrachtende Seele hat er mir gegeben, denn er hat mir die Schönheit und den inneren Frieden der Natur durch sein stilles, frommes Dasein in Geschäft und Andacht näher an's Herz gelegt, daß ich ruhig in sie verwachsen konnte, daß keine Sehnsucht mich wild hinausriß, daß Gott mit der Liebe gleich vor meinem Auge stand und mit milder Strenge mir in's Herz sah, welches rein und züchtig, wie die Kammer einer frommen Jungfrau aufgeschmücket war. O guter Vater, dachte ich da, du warst ein Bote Gottes, der ihn in einer unschuldigen Seele verherrlichen sollte! Gott sprach zu Dir: gehe hin und baue mir eine Kirche auf Erden, daß ich deutlicher und verständlicher meinen Kindern, den Menschen, werden möge; dann will ich sehen, ob du meiner Liebe näher zurückkehrst. Und da hat der gute Vater mich zurückgelassen, als das Zeichen des vollendeten Werks und ist wieder zurück zu Gott gegangen; sein Leben aber auf Erden hat nicht aufgehört, es ist in meiner Seele und ich will es ruhig fortbauen, ich will fromm und tugendhaft sein, daß er nimmer sterbe und wenn Gott auch mich einst zu sich nimmt, o, dann bleibe auch mir ewig ein Leben zurück, ein Ebenbild Gottes und ein Spiegel des freudigen, segensvollen Strahles, der aus dem Glanze des Himmels zur Erde niederfällt und sich im Glauben entzündet.

Da ich mich so meinen Gedanken überlassen hatte, hörte ich das Glöckchen im Kloster läuten, das Zeichen, daß mein Vater begraben war. Der Ge-

danke, ihn nicht wiederzusehen, wollte mich wieder schmerzlich fassen, als Kilian, sein Falke, der bei seinem Tode weggeflogen war, plötzlich neben mir niederflog und sich sehr freundlich gegen mich bezeigte. „Guter, treuer Kilian", sagte ich, „bist du auch mit zu Grabe gewesen? Du sollst mich nun nicht mehr verlassen, du sollst immer bei mir bleiben", und daß mich der gute Vogel wiedergefunden hatte, war mir ein gar großer Trost. Ich streichelte ihn und nahm ihn auf die Hand indem ich die Treppe des Thurmes hinabstieg.

Als ich auf den Vorsaal gekommen war, begegnete mir der alte Knappe den ich im Burghof hatte singen hören; er wollte zu mir heraufkommen. Da er mich sah, sprach er: „Verlangt ihr etwas, Jungfrau? ich glaubte, ihr hättet mich gerufen, wir sind allein auf dem Schlosse." Da er aber den Falken erblickte, sprach er: „O, ihr habt wohl nur mit meinem Pathen gesprochen. Ich heiße auch Kilian und euer seliger Vater hat diesen Falken aus guter Freundschaft nach mir benannt, und es ist ihm auch gut angeschlagen, es ist der edelste Falke im Land." Dann nahm er den Falken und liebkoste ihn sehr und hatte sehr viel Freude mit ihm. „Liebe Jungfrau", sprach er weiter, „ich habe euch gar klein gesehen, da ihr noch nicht lange auf der Welt waret, nun hat sich viel geändert; wenn ihr wollt mit mir hinab in meine Kammer kommen, bis Herr Siegmund und die Hausfrau zurückkehren, so thut ihr mir eine Freude; die Zeit wird uns Beiden rascher vergehen und eure Traurigkeit wird nicht so bitter sein in meiner Gesellschaft, denn ich war ein gar guter Freund eures seligen Vaters und es ist tröstlich, die Tugenden der Menschen zu betrachten, die nun ihren Lohn schon empfangen."

Ich ging dann mit ihm hinab in sein Stübchen, das dicht neben der Schloßkapelle war, denn er war mir mit seinem ehrlichen Gesicht und seinen weißen Haaren gar ehrwürdig. Wie er so langsam vor mir herging, sprach er immer vertraulich mit dem Falken: „Ja, Kilian", sagte er, „ich bin auch Kilian, kann aber nicht fliegen, bei mir geht es gar langsam, es wird auch mit dir so kommen; darum sei hübsch tugendhaft, daß man dir eine Stange aufsteckt und die Speisen nahe stellt, wenn es mit den Flügeln nicht mehr recht will." Dabei war er gar lustig und freundlich und ich hörte ihm gerne zu, wie er so kindisch seine Freude hatte. In seiner kleinen Stube war es sehr ordentlich und traulich. „Sehet, Jungfrau", sprach er, „da wohne ich und habe Gott recht zur Hand; da neben ist die Kapelle. Es ist etwas Armseliges

um einen alten Mann ohne Frau und Kind, wenn er sich nicht recht zu Gott hält, ist er verlassen.

Da setzte ich mich zu ihm und er erzählte mir lang von meinem Vater und seiner Freundschaft mit ihm, und daß er meine Mutter, ehe sie verheirathet gewesen, auch geliebt habe, und mein Vater und er darum lange entzweit gewesen seien. „Es that uns Beiden herzlich leid, aber ich konnte im Anfang ihn doch nicht gut mit eurer Mutter sehen. Es that mir immer sehr weh, daß ich nicht auch ein so frommes Weib finden konnte; ich habe mich immer darnach umgesehen, aber es wollte mir nicht einschlagen, darum habe ich mich dann so in Ehren auch fortgebracht und mich für manchen Herrn derb schlagen lassen, um die verzweifelten Gedanken zu verlieren. Wenn mich der Weg durch Franken brachte, ging ich zu eures Vaters Hütte und grüßte ihn; da war ich auch einmal gekommen und hörte euch schon laut weinen, als ich die Hütte noch nicht sah. Das war wenige Tage nach eurer Geburt. Zwei Jahre darauf kam ich wieder zu eurem Vater, da waret ihr schon ein artiges Kind und konntet das Pater noster sprechen. Ich brachte eurem Vater damals einen Falken mit, von welchem hier der edle Kilian abstammt.

„Euer Vater hatte große Freude über die edle Art des Falken, den hatte ich in Cypern von einem Jäger gekauft und will euch erzählen, was das für ein Jäger war und welche wundersame Geschichte er mir von dem Falken sagte, aber zuerst muß ich euch zeigen, was mir euer seliger Vater für den Falken geschenkt hat.“

Da holte der alte Kilian einen schönen Vogelbauer von der Wand, der sehr künstlich von Pater-noster-Körnern zusammengesetzt war, in welchem ein ausgestopfter Sittig saß, und da er ihn mit einem lächelnden Gesicht auf den Tisch gesetzt hatte, rückte er das Licht näher zu ihm heran und sagte: „Nun, mein Kind, kennst du den Sittig noch?“ Ich sah den Vogel mit großer Aufmerksamkeit an und es war mir, als hätte ich ihn in früher Jugend gesehen; auch erinnerte ich mich, wie mir meine Mutter oft einen schönen Vogel zeigte, der sprechen konnte. „Nun seht ihr, Jungfrau“, sagte der alte Kilian, „wie ihr vergeßlich seid, ihr erkennet euren eignen Lehrmeister nicht mehr, und euren treuen Gespielen; von diesem Sittig habt ihr doch das Pater noster gelernt und den englischen Gruß, welche er auch gar artig vorsprechen konnte, darum hat man ihm auch ein so frommes Haus gebaut. Es hatte ihn der

Bruder Eberhard, euer Oheim, ein frommer Mönch, mit sammt dem künstlichen Vogelbauer aus dem heiligen Lande gebracht und eurem Vater geschenkt."

Nun erinnerte ich mich des Vogels und wie ich ihm das Pater noster nachgesprochen und auch der alte Kilian ward mir bekannter. Ich erinnerte mich, wie er den Sittig wegtrug, und ich heftig um ihn weinte. „Ja", sagte der Alte, „sehet, das ist euer Schulmeister gewesen, und als er starb, hab' ich ihn ausgestopft, und ihn immer noch mit Freuden betrachtet, denn er hatte ordentlich Menschenverstand." Der Vogelbauer aber war besonders sinnreich, und von schönem, wohlriechendem Holze; das Gitter bestand aus eingereihten Rosenkranzkörnern, oben auf dem Dache war die Dreifaltigkeit ausgeschnitzt, und die Worte: „Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name!" Auf dem Ringlein, worauf sich der Sittig schaukelte, stand: „Zukomme uns dein Reich, dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden;" auf dem Tröglein stand: „Unser täglich Brod gib uns heute", und so war Alles gar schicklich angebracht; auf dem Thürlein: „Führe uns nicht in Versuchung!" — „Seht", sagte Kilian, „an diesem Vogelbauer kann man lernen, was Jegliches bedeutet, und kann man, wenn man die Gabe hat, das ganze Leben betrachten. Dieses herrliche Kunststück schenkte mir also euer seliger Vater für den Falken und ihr mögt wohl erwägen, was es für ein vortrefflicher Falke war.

„Da ich das nächste Mal wieder zu euch kam, war eure Mutter todt und ich hab' mit eurem Vater herzlich um sie getrauert. Ich war auch des Herumstreichens müde und einige Wunden, die ich davon getragen, zwangen mich, mit dem Leben Rath zu halten; so kam ich denn durch Fürsprache eures Vaters hieher auf's Schloß, wo ich der alte Haushüter geworden bin; meine Wege gehen nicht weit, und wo Keiner zu rathen weiß, fällt mir was ein, denn ich habe mancherlei gesehen und kann's brauchen." So sprach der alte Kilian noch lange mit mir, und ich gewann ihn sehr lieb. Auch setzte ich ein festes Vertrauen auf ihn, und nahm mir vor, ihn in Zukunft immer um Rath zu fragen. Wenn ich gleich Siegmund hatte, so war Siegmund doch nicht so ruhig und erfahren, wie er, und es war mir gar tröstlich, mit diesem treuen Manne, der meine Mutter so ehrlich geliebt und mich schon so frühe gekannt, in vertraulicher Freundschaft zu leben. Ich vermißte so den Vater weniger,

und konnte Vieles von der Welt durch ihn erfahren, denn er war weit herumgekommen, überall geliebt worden, und hatte Alles, was er gesehen, mit treuen Augen aufgefaßt und gut behalten. Ich sagte ihm das auch und sprach: „Lieber Kilian, ich will nun euer Töchterlein sein; habt ihr meine Mutter so treulich geliebt, so will ich euch das vergelten, ihr sollt in euren alten Tagen nicht ohne Liebe sein; drum will ich ein gehorsames Kind sein, und euch erfreuen.“ Das that dem alten Mann gar wohl, und nahm er meine Hand und sagte: „O liebe Jungfrau, thut das nicht, denn ich werde bald sterben, und das thäte uns leid, von einander zu scheiden.“

Da sprach ich zu ihm: „Das ist schon gethan, ich bin euch schon hold, und halte es euch treulich, wie ihr meiner Mutter die Liebe gehalten habt.“ — „Nun, so will ich es noch einmal im Leben versuchen, dachte ich doch, mir spinne sich nichts mehr zusammen, und es gehe nun so gerade zu in's andere Leben; seid mir denn herzlich willkommen, mein liebes Töchterlein! So bleibt mir denn meine große Treue zu eurer Mutter nicht unbelohnt, und soll ich mich noch am Ende des Lebens so glücklich sehen!“ Dabei ward er so froh, daß er Thränen vergoß, und erzählte mir in seiner Fröhlichkeit noch allerlei Geschichten, bis Siegmund und seine Mutter zurückkamen und mich in vertraulichem Gespräche neben ihm sitzend fanden. Siegmund freute sich über uns, daß wir uns gefunden hatten, und da ich in der letzten Nacht nicht viel Ruhe gehabt, gingen wir Jedes nach seinem Kämmerlein. Meine Stube war über Kilian's Wohnung und ich hörte ihn noch lange mit dem Falken plaudern, und dann sang er ein Schlaflied, worüber ich einschlief.“

Während meine Mutter so erzählte, hatte ich immer die Augen auf sie gerichtet; sie aber blickte nicht nach mir, sondern sah immer hinaus nach den Bergen oder wendete die Augen auf die kleine Stube. Ich saß an der Erde und hatte die Hände auf ihren Knieen gefalten, sie saß am Fenster auf den einen Arm gelehnt und ihre andere Hand legte sie auf meinen Kopf und spielte mit meinen Haaren. Manchmal ward ihr Anblick mir gar rührend, dann sah ich zu Boden und weinte still, bis ihre Worte bald freundlicher wurden; da hatte ich noch oft nasse Augen, wenn sie schon wieder lächelte und ich saß da in einer gar wundersamen Bewegung, die mir unvergeßlich ist. Daher kommt es auch, daß ich Alles, was sie sprach, noch so deutlich erzählen kann, und wenn ich es erzähle, ist mir immer noch wie damals. Es

war auch nicht wie die Erzählung eines anderen Menschen, es war, als träumte ich das Alles, und wie ich so immer mit ihr bewegt wurde, und sie ruhig fortsprach, und es um uns in der Hütte so still war, der Wald säuselte und wenige Vögel sangen, da hatte ich ganz vergessen, daß ich der kleine Johannes war. Ich habe auch nachmals bedacht, wie ich während der Erzählung meiner lieben Mutter ein ganz neues Leben anfing; es gingen mir viele Sinne auf, ich ward mit der ganzen Welt vereiniget und der anderen Menschen Freuen und Leiden wurde nachher das meinige; auch ward mein Gebet in der Folge immer kräftiger und frommer und ich dachte dabei an meinen Großvater, an Siegmund, an den alten Kilian und an den getreuen Falken Kilian. Ja, Alles, was ich von Anderer Leben gehört hatte, war gleichsam das meinige geworden und betete mit mir.

Meine Mutter hatte immer fortgesprochen, da sie aber bemerkte, daß ich ein Stückchen Brod hervorzog und heimlich davon aß, um sie nicht zu unterbrechen, so hörte sie auf zu erzählen und sprach zu mir: „Lieber Johannes, ich merke wohl an dir, daß es Essenszeit ist, laß uns hinaus in's Freie gehen und unser Mittagsbrod essen, damit die Vöglein sich der Brosamen erfreuen können, die wir fallen lassen.“ Da ging ich mit ihr und wir setzten uns in einen kleinen verwilderten Garten neben einem großen Steine hin. Meine Mutter sah auf die andere Seite des Steins und sprach: „Es ist schon elf Uhr vorbei.“ Ich verwunderte mich darüber, wie sie dies an dem Steine sehen könne und da erklärte sie mir dies also: „Sieh da an diesem Steine die zwölf Striche, das bedeutet die zwölf Stunden des Tages, und das Eisen in der Mitte ist der Zeiger. Wenn die Schatten der Bäume lang sind, da ist es bald Abend und wenn sie ganz kurz sind, dann ist es Mittag. So ist es auch hier mit diesem Zeiger, der gleichsam ein kleiner Baum ist und zu welcher Zahl das Ende seines Schattens hinfällt, das ist die Zahl der Stunde.“ Ich verwunderte mich darüber und fragte, was das Kreuzlein bedeute, das an der einen Zahl geschrieben stand, und wer den Stein gemacht habe.

Da sagte meine Mutter: „An diesem Kreuzlein habe ich mich oft erfreut, wenn ich es sonst angesehen, und nun macht es mich gar traurig. Den Stein hat der alte Kilian gemacht; wenn er vom Schloß herüberkam zu meinem Vater, hat er sich immer daher an den Stein gesetzt und daran gemeißelt, bis das Werk fertig war. In der letzten Zeit, da er Alters halber nicht mehr

gut herüber konnte, hat er hier die zwölfte Stunde gemacht und siehe, da stehen noch einige Buchstaben, die heißen: ‚Lebewohl'. Da nahm er Abschied und kam hernach nicht mehr herüber. Das Kreuzlein aber hat Siegmund gemacht, es ist bei der Stunde, in der er mich immer besuchte; als ich aber einmal krank war, ist er hier an den Stein gegangen und hat gebetet für mich und hat das Kreuzlein zu einem Gedenken an diese Stunde eingehauen."

„Wo ist denn Siegmund, liebe Mutter?" — „O, der ist vielleicht im Himmel; Alles, was wir lieben, ist im Himmel." — „Mutter", sprach ich, „so will ich dich recht lieben, daß du in Himmel kommst und ich auch", und da ward es wieder still bei uns und wir aßen das Brod und die Früchte, welche die Mutter in ihrem Korbe mitgebracht hatte; da sie aber hinging, Wasser in einem kleinen Kruge zu holen, der noch in meines Großvaters Hütte stand, da nahm ich ein Messer und grub ein Kreuzlein an die Stundenzahl, an welche der Schatten reichte, zu einem Gedenken dieses Tages, der mir der merkwürdigste meines Lebens gewesen. Da das Kreuzlein fertig war, welches ich mit vieler inneren Bewegung gemacht, wunderte ich mich über dasselbe und konnte nicht recht begreifen, wie es nun dastand, wo sonst kein Kreuzlein stand und wenn ich viele Jahre nachher aufschrieb, was mir begegnet, so mußte ich manchmal zwischen die Worte ein solches Kreuzlein machen, wenn ich etwas empfand, was ich nicht schreiben konnte.

Als wir unser Mittagsbrod verzehrt hatten, streuten wir die Brosamen umher für die Vögel und rüsteten uns zum Rückwege. Ich bat meine Mutter, mir noch mehr von Siegmund und dem alten Kilian zu erzählen, aber sie verschob es auf ein andermal, denn wir hatten noch zwei Stunden nach Haus. Sie verschloß die Thüre der Hütte und wir gingen wieder still durch den Wald. Da ich wieder in unsre Stube trat, sah ich mich um, ob auch noch Alles stehe und liege wie am Morgen; ich glaubte, Alles müsse sich verwandelt haben, so sehr schien ich mir selbst verändert. Aber es war wieder wie vorher und da ich Abends im Bette lag, da spann meine Mutter wieder still vor sich hin und sang wie gestern:

Gott wolle uns vereinen,
Hier spinn' ich so alleine,
So lang der Mond mag scheinen,
Ich sing' und möchte weinen.

Aber ich glaubte nunmehr zu begreifen, was sie so traurig wünschte und betete stillschweigend für sie, bis ich entschlief....

„O lieber Johannes", sprach da mein gnädiger Herr Ritter, der mir aufmerksam zugehört hatte, „ich verstehe recht gut, wie deine Mutter so traurig sang, und es kommt mir dabei in's Gedächtniß, daß ich auch wohl oft so hätte singen mögen, doch du hast mir schon Vieles gelesen und ich bitte dich nun, auszuruhen; deine Mutter sagte ja auch: ‚Bis zu einem anderen Male'. Ich habe mich recht an deinen Worten ergötzt und bin auch lustiger durch sie geworden; auch will ich, daß du meinen Kindern das noch einmal wiederholest, damit sie in Zukunft mit zuhören können".

„O Herr Ritter", sprach ich da, „wie erfreut es mich, daß mir das schon eure Gunst erwirbt, was ich gethan, ehe ich euer Diener war. Gott gebe seinen Segen für meine zukünftigen Werke".

Da ich diese Worte geredet, sah ich vier Jungfrauen, zierlich gekleidet und mit züchtiger Geberde den Baumgang heraufgehen und sagte es dem Herrn Ritter, wollte mich auch zurückziehen, um ihn nicht zu stören. Der Ritter aber sprach: „Bleibe da, Johannes, es sind meine lieben Kinder und ich will euch bekannt machen mit einander". Ich aber war in mir besorgt und fühlte eine Scheu vor ihnen, denn ich hatte vorher nie mit solchen zierlichen Jungfrauen geredet, als wenn ich einen Zehrpfennig begehrte. Auch muß ich wohl bekennen, daß ich sehr bewegt wurde, wie ich die Jungfrauen durch den Lindengang herumwandeln sah. Ich habe auch manchmal meinem Herrn Ritter dies erzählt, da wir schon so bekannt mit einander waren, daß in unseren Gesprächen keine Heimlichkeit mehr bleiben konnte. Ich sagte aber zu ihm, daß nichts ehrwürdiger und heiliger auf Erden erscheinen könne, als eine züchtige, schöne und fromme Jungfrau, ja, daß sie mir ehrwürdiger und rührender erscheine, als das Alter selbst. Das habe ich aber zuerst empfunden, als ich des Ritters Töchter erblickte, die gleich glänzenden Engeln durch die grünen Gebüsche wandelten und war unter den vier Jungfrauen immer eine lieblicher als die andere, ohne daß sie jedoch einander hätten übertreffen können.

Sie neigten sich züchtig und freundlich vor meinem Herrn und grüßten dann auch mich sehr liebreich. Der Ritter aber sprach zu ihnen: „Sehet, das ist Johannes, mein Schreiber, ein frommer Schüler, den ich gestern auf der

Straße gefunden und mitgenommen habe, daß er uns aus allerlei Geschichten zur nützlichen Ergötzung vorlese und auch meine lieben Kinder im Lesen, Schreiben und allen Künsten unterrichte, die er besitzt; wollet ihn lieben und ehren wie euren Bruder, ich will ihn lieben und schätzen wie einen Sohn". Da richteten die Jungfrauen ihre hellen Augen freundlich auf mich und ich kniete nieder und sprach recht aus bebendem Herzen: „Fromme Jungfrauen, ich bin ein armer fahrender Schüler, habe auch auf Erden kein Eigenthum, auch ist Vater und Mutter bei Gott, kein Bruder und keine Schwester ist mir geboren, die Welt war mir einsam, und ein Tempel des gütigen Gottes, in dem ich betete wie ein fremder, ewig wandelnder Pilger, der seine Heimath auf Erden nicht finden konnte; aber Gott hat mich erhöret und wie ich auf meinen Knien flehte, hat er meinen gnädigen Herrn, euren Vater, zu mir gesendet, der hat mich in die Arme geschlossen als seinen Sohn, und da seid auch ihr freundlich vor mir erschienen und wollt meine lieben Schwestern sein. So seid denn geduldig und mitleidig mit der Armuth, und lasset uns Alle den lieben Gott bitten, daß wir uns lieben wie seine Kinder."

So habe ich da gesprochen und sind mir die Thränen über die Wangen geflossen.

Zuerst aber trat die größte von den Jungfrauen zu mir und hob mich freundlich auf mit den Worten: „O Johannes, du gleichst mir wohl, auch ich bin einsam auf Erden und eine Waise und habe an deinem Herrn einen Vater gefunden, wie Du!" Sie war vor den anderen drei Jungfrauen sehr ausgezeichnet, nicht durch Schönheit, sondern durch ihre schwarzen Augen und Haare und eine angenehme Kühnheit aller Geberden. Die zweite Jungfrau, welche langes, blondes Haar hatte, nahte sich mir dann auch mit züchtigem Schritte und reichte mir ihren Rosenkranz zum Geschenke dar, indem sie das weiße Schleierlein, das über ihrem Angesichte hing, leise aufhob und mich gar holdselig anblickte; aber sie hat nicht zu mir gesprochen. Ich hängte ihr Geschenk an meinen Gürtel und dankte ihr höflich.

Da trat die andere Jungfrau zu mir, neigte sich und reichte mir ihre Hand, an der sie ein goldnes Ringlein trug und sprach: „Willkommen, lieber Bruder" — und lächelte.

Ich grüßte sie höflich wieder und Alle lächelten, die zugegen waren, weil wir uns die Hände so munter schüttelten, als hätten wir schon viel Brod mit

einander gegessen. Sie hatte ein hübsches seidenes Gewand an und ihre Haare waren zierlich geflochten und mit farbigen Bändern durchzogen, auch war sie die fröhlichste unter Allen.

Die vierte Jungfrau hatte aber auf das, was die andern gethan, nicht geachtet. Sie stand allein an einem Baume und schien gar traurig zu sein, sie hatte Sternblümlein in der Hand und riß ihnen die Blätter aus mit einer großen Schwermuth des Herzens. Ich ging darum zu ihr hin und wollte mir auch von ihr einen freundlichen Willkomm ausbitten; aber da ich ihr näher kam und sagte: „Liebe Schwester, was betrübet euch?" da hatte sie das letzte Blättlein der Sternblume ausgerissen und sprach mit wehmüthiger Stimme zu sich selbst: „Ach, er kommt wieder und liebt mich nicht". Sie hob die Augen gegen mich auf und da sie mich anblickte und ich sie wieder fragte: „Jungfräulein, was betrübet euch?", da stiegen ihr die Thränen in ihre großen Augen und hielt sie die eine Hand vor das Angesicht und reichte mir mit der andern die Stengel der Sternblümlein dar, an denen keine Blätter mehr waren. Ich nahm ihr dieselben ab und dankte ihr. Da sprach sie: „Lieber, ich habe sie in Gedanken zerrupft, ich will dir andere Blumen brechen", bückte sich zur Erde, aber ihr Ringlein fiel ihr von dem Finger in das Gras. Wir suchten Alle und konnten es nicht finden, worüber sie immer noch betrübter wurde. Endlich fand ich den Ring wieder und gab ihn ihr zurück; da dankte sie mir und sprach zu den anderen Jungfrauen: „Mir steht groß Leid bevor, ich habe einen traurigen Traum gehabt und viel heimlicher Schmerz und Sorgen zehren an mir. Vorigen Mai, nun ist es ein Jahr, da ich dies Ringlein erhielt, da war es mir viel zu enge und schmerzte mich, aber nun fällt es mir von der Hand. Ach, es steht keine Treue auf Erden fest". Dann weinte sie wieder und die anderen Jungfrauen trösteten sie und vor Allen jene, die mich von der Erde aufgehoben hatte. Die sprach zu ihr: „Treue steht wohl fest, das Ringlein ändert sich nicht, aber deine Hand hat sich verwandelt. Könntest du das Ringlein in dein treues Herz verschließen, so wäre es wohlverwahrt. Ich habe mir den Frühling zu meinem Liebsten erwählt, der bleibt ewig treu und kehrt immer liebevoll zur Erde zurück und die Thautröpflein sind die Freudenthränen des Wiedersehens. O weine nicht bei so fröhlicher Zeit!"

Da sie also gesprochen hatte, läutete man zur Messe in dem Münster und die Jungfrau mit dem Schleierlein sprach zu der Betrübten: „Laß' uns

zur Kirche gehen und Gott bitten, daß er Dir Frieden sende". Und gingen also die vier Jungfrauen von uns hinweg zur Kirche.

Der alte Ritter hatte während dessen immer zugesehen und sich an den Worten seiner Kinder ergötzt und fragte mich nun: „Johannes, wie gefallen dir meine Kinder?" — „Herr", sagte ich, „ich bin nicht so kühn, über die Holdseligkeit dieser Jungfrauen mich auszusprechen; ich kann auch heute nicht wohl sagen, wie mir der Mai gefällt und wie mir mein neues, glückliches Leben gefällt, denn ich bin allzusehr in Freuden gefangen und die innere Bewegung meiner Seele hat meinen Gedanken und Worten gleichsam Fesseln angelegt". Da sprach der Herr wieder: „Johannes, ich glaube, meine Kinder gefallen dir recht wohl, weil du nicht reden willst". — Und ich erwiderte: „O gnädiger Herr, wie verdiene ich solches Vertrauen, daß ihr mich zum Urtheil auffordert über so hohe Gegenstände. Es ist wahrlich nicht, als erschienen mir eure Töchter nicht alle lieblich und fromm, aber es ist mir wohl schon oft so auf meinen Wanderungen ergangen, wenn ich durch die Städte und Dörfer hinzog und um das liebe Brod sang und es trat eine schöne Jungfrau an die Thüre und reichte mir eine milde Gabe und bat mich, ich sollte ihr noch eins singen, da konnte ich auch keinen Ton mehr hervorbringen und sprach: ‚Ich will euch in mein Gebet einschließen.' Wenn ich dann wieder durch die grünen Felder und Wälder hinschritt und der liebe blaue Himmel über mir lag und tausend Vögelein lustig um mich sangen, da setzte ich mich in die Büsche, stimmte auch ein freudiges Lied an und verzehrte mein Mittagsbrod; oder kniete in einer einsamen Waldkapelle nieder und betete für die Mitleidigen, die mit mir getheilt hatten. Da habe ich oft über Gebet und Gesang nachgedacht und habe gefunden, daß sie wohl Schwestern sein mögen, die sich herzlich lieben und die sich nie von einander ganz trennen können; nichts aber ist mir dann herrlicher und entzückender vorgekommen, als wenn sich diese zwei Schwestern liebend umarmten".

„Johannes", sprach der Ritter scherzhaft, „hast du wohl die zwei Schwestern gesehen? Sie müssen gar schön gestaltet sein und sich wunderbar freundlich und holdselig bezeigen". Darauf antwortete ich ihm: „Wer diese zwei Töchter des Himmels recht begreifen und anschauen will, der muß sie selbst im Herzen tragen und muß selbst beten und singen können; dann erblickt er sie überall wieder und sieht, wie sie im Innersten alles Lebens

wohnen und fühlt dann erst recht, wie die ganze Erde und alle Geschöpfe Gott loben; wie alles Leben mit seinem Wandel, seinen Freuden und Leiden nur ein heiliges Feuer ist, in dessen tausendfältigen, spielenden Flammen sich die Liebe des allmächtigen Gottes selbst entzündet hat. Ach, dann hört alle Einsamkeit auf Erden auf und aller Zweifel, und ist einem frommen Menschen das Leben recht wie der heilige Tempel zu Jerusalem, wenn um das heilige Grab des Herrn Jesus Christus tausend Pilger aus allen Weltgegenden zusammenströmen und nur eine einzige Stimme in vielen verschiedenen Sprachen zu Gottes Lob erheben. Aber nicht in allen Menschen, nicht in allen Geschöpfen ist die Andacht dieselbe, und hat auch jedes Wesen seine eigene Art, welche es immer zu erhöhen und zu verschönern sucht, um dem Tempel Gottes eine Zierde zu werden. Der Mensch aber ist nach Gottes Ebenbild erschaffen und er ist der Spiegel der ganzen Natur; nur wenn der Mensch verdirbt, verdirbt die Erde, und nur wenn der Mensch recht blüht in Tugend und Kraft der unsterblichen Seele, wird auch die Erde herrlich zu Gottes Lobe entflammen; denn er ist als Herr und Meister in den Garten gesetzt worden, daß er Rechenschaft davon gebe". — „Deine Rede gefällt mir gar wohl", sprach da der Ritter, „aber es sind doch nicht alle Menschen gleich stark und mächtig erschaffen, und kann doch nicht ein Jeder dem Andern gleich sein in der Zahl der guten Werke".

„Herr", erwiderte ich ihm, „die Anzahl thut es nicht, denn der ist wohl frömmer, dessen ganzes Leben ein einziges gutes Werk ist, als der, welcher keine Handlungen zählen kann. Wer vermag unseres Herrn Jesus Tugenden zu zählen? Ist er nicht wunderbar geboren aus unendlicher Liebe, und hat gelebt wie die Ewigkeit der Tugend, und ist gestorben, um den Tod der Sünde von uns zu nehmen? Die Ewigkeit ist ohne Zahl und Maaß und sie ist die Krone der Tugend; auch ist die That nicht die Tugend, sondern der ewige Wille, die unendliche Liebe, das lebendige, göttliche Streben ist die Tugend; die That ist nur ein Kind der Tugend, die Tugend soll das ganze Leben sein, auf Erden das streitende und im Himmel das triumphirende Leben. Die Blume, die ihr künstlich im Winter erziehet, sie ist kein Kind des Frühlings und wird früher sterben, so auch die That ohne Leben. Nicht die Blümlein hier im Garten, die wohl zu zählen sind, sind der Frühling, nicht der freudige Mai, der nicht lange währet, ist die Herrlichkeit der Natur, nein, er ist gleich-

sam nur wieder eine Blume im Garten des Jahres. Die Ewigkeit der Natur, die unendliche, lebendige Liebe und Allmacht Gottes, die nicht zu zählen und zu ermessen ist, sind das Wesen der Tugend, denn Gott hat gesagt, daß wir tugendhaft sind, wenn wir ihm ähnlich werden. [2]

Ich habe einen Gärtner in Franken gekannt, der wohnte nur wenige Stunden von unserem Dorfe, und war ein gar frommer und liebreicher Mann, der seine zahlreiche Familie und seinen alten Vater mit seinem Garten ernährte, und wer schöne Blumen und Früchte verlangte, der kaufte sie bei ihm. Ich habe mich oft bei diesem frommen Manne aufgehalten und wohl bewundert, wie er seine Arbeit eingetheilt hatte. Er grub die Erde um mit seinen größeren Söhnen und setzte die jungen Bäume und Gewächse, seine gute Frau band die Stämme an Pfähle, um sie schlank und grad zu ziehen, und zog die Zweige zu Lauben und Hütten zusammen; seine frommen Töchter, die noch gar klein waren, pflegten die Blumen und begossen sie aus kleinen Gefäßen, und unter einem hohen, starken Baume, den er einst selbst gepflanzt hatte, saß sein alter Vater inmitten der kleineren Kinder und band die Blumen zu Sträußen, welche die erwachsene liebe Tochter zierlich geordnet hatte und dann an Festtagen nach der Stadt zum Verkaufe trug. So war eines Jeden Werk ein Anderes. Alle thaten doch das ihrige und waren fromm und von Gott gesegnet.

Eine rechte Freude, ja auferbaulich war es anzusehen, wenn diese lieben, frommen Gärtner in die Kirche gingen, sie machten ordentlich eine kleine Prozession; sie waren alle mit Blumen geschmückt und an Festtagen schmückte jedes Kind das Bild seines Patrons mit schönen Kränzen und Sträußen. In der Kirche erhob sich ihr Gesang, klingend und lieblich über alle andern Stimmen, denn sie waren Alle reinen Herzens und voll innigen christlichen Muthes. Wenn sie zusammen im Garten arbeiteten, so war dieser auch gleichsam ein lebendiges Gotteshaus, denn sie waren da Alle innig und fromm wie Kinder Gottes und sangen oft einstimmig ein fröhliches Loblied des Herrn; die Kleinen aber, die um den alten Großvater herumsaßen, hörten ihm zu, wie er sie im christlichen Glauben unterrichtete, und ihnen heilige Geschichten erzählte. Bei diesen Leuten habe ich am meisten Gutes gelernt und habe ihnen Vieles zu danken, das wie Samenkörnlein in mein Herz gefallen und jetzt erst recht zur Blüthe in mir emporgewachsen ist. Denn lieber

gnädiger Herr, man kann wohl sagen, daß die Tugend das ist, was ewig belebet, und Alles zum unvergänglichen Wachsthum bringt; und daß das Böse den ewigen Tod in sich faßt und unaufhörlich zerstörend wirkt. Ich kann wohl sagen, in ihnen hatte sich Gesang und Gebet recht innig verbunden; denn sie waren jegliches in seinem Herzen still und demüthig in kindlicher Anschauung Gottes und der wunderbaren Allmacht seiner Werke begriffen und gar leicht breitete sich ihr Gemüth freudig und gesund durch ihr Leben aus — sie konnten in Allem was sie sahen, den großen und gütigen Meister der Natur verehren und anbeten, aber sie konnten auch an Allem was sie besaßen mit recht lebendiger Fröhlichkeit sich ergötzen und es genießen. So waren sie glücklich in Gott, lieb in Unschuld und heilig ohne es zu wissen.

Nun aber gibt es fromme Menschen, welche im Leben wie einsame Waldblumen schweigend blühen, die aus innerem Treiben ihr Haupt bescheiden zum Himmel erheben und in sich und um sich Gott in tiefer Einfachheit verehren, sie sind wie Bilder der ewigen Ruhe und des seligen Friedens in das stürmende Leben gestellt, dessen wunderbarer Wechsel sie nicht berühret; sie sind gleichsam betrachtungsvolle Greise mit kindlichen, jugendlichen Locken, und sehen nur Gott in Allem und fürchten sich nicht vor Ihm; Er ist ihnen ein gütiger Vater und ihr Gebet ist zu Gott, wie die Rede der kleinen Kinder zu ihren lieben Eltern, stammelnde, unschuldige Freundlichkeit; sie sehen nichts als ihren Gott und wollen nichts als Ihn lieben, wie auch die kleinen Kinder thun und wie diese weinen wenn sie allein sind, so liegen auch jene in tiefer Buße und flehen zu Gott, wenn er sich von ihnen wendet. In ihrem Herzen ist das Gebet, ihr Leben ist ewiges, stilles Beten, auf ihrem Angesicht ruht freundliche Begeisterung und wir werden durch ihre Gegenwart erquickt und erfreut."

Während ich so redete, sah ich meinen Herrn ganz nachdenklich werden und schwieg derohalben still, um ihn in seinen Gedanken nicht zu stören. Bald aber wendete er sich lächelnd wieder zu mir und sprach: „Ich habe über deine schönen Reden nachgedacht, denn ich kann nicht sogleich Alles recht begreifen und habe dergleichen Worte nicht viele in meinem Leben gehört, aber es ist wahr, was du sprichst und ich sehe dessen ein schönes Beispiel an meinen zwei Töchtern."

„Herr", sprach ich da, „sind denn nicht alle diese Jungfrauen eure Kinder?"

„Nein, Johannes“, erwiderte mein Herr, „nur die mit dem Schleier und die mit dem weltlichen Röcklein, welche dir so munter die Hand schüttelte, sind meine Kinder; die beiden andern sind arme Waisen, von mir und meiner seligen Hausfrau zu Gottes Ehre aufgenommen, doch habe ich sie nicht weniger lieb, als meine eigenen Kinder; denn sie sind gut und fromm nach ihrer Art, wie du selbst gesagt hast, daß ein jegliches Gemüth auch seine eigne Geberde habe. Du hast vorhin Gebet und Gesang mit zwei Schwestern verglichen, und ich fragte dich scherzhaft, ob du sie wohl je gesehen, und meinte, sie müßten gar holdselig aussehen. O Johannes, wie du mir sprachst von jenen gottseligen und freudigen Gärtnern in deiner Heimath, da mußte ich immer an mein fröhliches und frommes Töchterlein Gundelindis gedenken, welche dich so herzlich begrüßte, und als du von Jenen redetest, die da sind wie die stillen Waldblumen, da stand mein Töchterlein Ottilia immer vor meinen Augen.“ Als der alte Herr diese Worte geredet, flossen ihm die Thränen über die Wangen, und reichte er mir die Hand. Ich fragte ihn um seine Betrübniß; aber er war nicht betrübt; seine Trauer war die rührende Farbe des Abendlichtes ohne Schmerz. „Johannes“, sprach er, „ich gedachte an meine selige Hausfrau, wie sie selbst das erfreuen würde zu hören, wie ich die Kinder nur liebe, mich an deiner schönen Rede ergötze und Alles nur auf die Kinder auslege was du sprichst; wenn ich nun diesen weiblichen Muth in mir fühle und denke zurück an die gewaltige Bewegung meines Lebens in Kampf- und Kriegsfahrten, da ich noch ein rüstiger Mann war, so wird mir's nachdenklich in meiner Seele und ich fühle, wie sich Alles hinneigt zum Ziel mit Lächeln und Thränen.“

„Herr“, sprach ich, „der Mensch hat einen Engel, der ist sein Geleitsmann und wenn wir alt sind, so lehrt er uns spielen, daß wir uns des Stolzes entwöhnen über weltliches Werk und er uns als Kinder vor Gott führe und Lächeln und Thränen sind der Kinder Weisheit und Schwachheit.“

Nach diesen Worten reichte mir mein Herr die Hand und sprach: „Gesegnet sei die Stunde, da ich dich gefunden, deine Reden sind mir wie ein Abendgebet, ich will sie mit Andacht hören und dann schlafen gehen.“

„Herr,“ sagte ich, „ich will dann wachen und beten an eurem Lager und harren, bis ich euch wiedersehe am Morgen.“ Da wir so geredet hatten, wurden wir still; denn man schweigt gern wenn man mit frommen Worten den Tod berührt hat. Auch habe ich das oft bemerkt auf meinen Wanderungen bei

mancherlei Erzählungen und Unterredungen, wo ich etwa auch selbst nach meinem kindischen Verstande mitgesprochen, daß eine recht lebendige Betrachtung geistlicher oder weltlicher Dinge gewissermaßen dem menschlichen Leben ähnlich ist. Mit kleinen unschuldigen Worten hebt sich die Unterredung an und steigt auf unter Wechseln der Gedanken und hat ihre Unmündigkeit und ihren Jugendmuth in lieblichem Ungestüm und wendet sich zu Gutem oder Bösem, oft auch begegnet ihr ein Gedanke, ernster und würdiger, und führt sie einem erfahrenen weisen Meister gleich zu einer reinen Bahn und wenn sie dann in wirksamer Deutlichkeit alle ihre Kraft verwendet, um in den Gemüthern der Redenden und Zuhörer, in welchen sie lebt wie der Mensch in der Welt, ihr Wort zu vollenden und ihr eignes Wesen durch ein zurückbleibendes Zeichen zu befestigen, dann sinkt sie wieder in kindische Unschuld, und verstummt gern mit einer lächelnden Wehmuth, über die Vergänglichkeit des irdischen Lebens sich hinwendend mit Sehnsucht und Hoffnung zu Gott und dem Göttlichen, und das ist der schöne Tod einer schönen Rede, deren Ewigkeit besteht in der Heiligkeit und Würde ihres Inhalts, die in den lebendigen Boden der zuhörenden Seelen fallen und Gutes entzünden in alle Ewigkeit; ihre Sterblichkeit aber ist der Klang des Wortes, das da schallt und verstummt, damit ein anderes folge und damit der Gedanke ganz hingebaut steht, wie der Bogen einer Brücke, leicht aufwärts steigend und niedersinkend, oben drüber gespannt der ewige Bogen des Himmels und unten hinströmend, das treibende, wilde Wasser.

Oft auch habe ich mich getröstet über das Hinfällige des Lebens mit dem Verhallen erhebender Worte, süßen Gesanges und erfreulicher Töne; denn ich habe in meiner Seele empfunden, den Nachklang bei den Tönen, und die Erinnerung und lebendige Wirkung der Rede, erhebend und stärkend zu allem Guten, die lagen in ihm, wie die Wurzel in der Erde, die den Stamm nicht sieht, über welchem blühende Aeste, wie eine andere Wurzel, zum Himmel dringen; und über der lebendigen Wurzel da grünt es, wenn es unten gleich dunkel ist. So mag auch der Gedanke, der ausgesprochen ist, blühen in anderer Welt; so mag der Mensch, der im Leben steht wie die Wurzel in der Erde, blühen im Himmel; denn das Gute ist das Lebendige, und das stirbt nicht, nur das Belebte stirbt.

So hatte auch unsere Rede einen schönen Tod gehabt, und ich fühlte, da

wir still wurden, daß es süß ist zu sterben nach einem frommen, schönen Leben. — Die Sonne aber war unter unserem Gespräche hoch gestiegen und nahte sich dem Mittag, da trat ein Diener meines Herrn in den Garten und bat ihn hereinzugehen; es seien Herren des Rathes da, die ihn sprechen wollten. Da verließ mich der edle Herr und folgte dem Diener und ich ging noch im Garten und gedachte, wie daß ich viel und mancherlei geredet hatte und wie es mir einige Male gewesen, als wäre ich allein und sehe meinen Herrn gar nicht, ja ich wußte gar von mir selber nichts, und hob sich nun mein Herz empor, daß es überfloß. Das wunderte mich und war mir wohl dabei, auch wünschte ich immer so zu sprechen, denn man fühlt alsdann Trost und erquickliche Ruhe, als habe man gebetet.

In solchen Gedanken schaute ich die Blumen an der Erde und den blauen Himmel an, fühlte auch eine große Liebe zu ihnen. O Lust und Freude, dein Mittelpunkt ist ein unschuldiges Herz! So war mir da, und als ich dem Sommerhaus nahe kam, ging ich auf mein Kämmerlein und habe niedergeschrieben bis hieher, was mir an diesem Morgen begegnet, um deßwillen, daß es mir selbst merkwürdig war und daß ich gedachte, diese Geschichten könnten wieder Jemand erfreuen, wenn ich gleich nicht wußte wen; denn als ich das niederschrieb, was ich heute meinem Herrn Ritter von meiner Jugend vorgelesen, dachte ich ja auch nicht daran, daß es ihm gefallen würde. Darum ist dies Alles niedergeschrieben in Demuth und nicht in Hoffart, die fern von mir ist; ich bitte auch Gott, daß er mir beistehe in Wahrheit fortzufahren, und jeden Andern, der größere Dinge niederschreibt, mit derselben Gnade erleuchten möge. Amen.

Zur zwölften Stunde bin ich von dem Diener zu des gnädigen Herrn Tisch gerufen worden. Der Diener aber schaute mich, da wir über den Hof gingen, oftmals an, und als ich ihn um die Ursache fragte, sagte er: wie ihm mein neues Kleid nicht übel gefalle, und könne ich ihm wohl danken, denn er habe dasselbe heute die ganze Nacht durch genäht, und freue er sich, daß es ihm so gut gelungen, ohne Anmessen; er wolle mir auch noch Falten auf die Aermel nähen, wenn mir das lieb sei. Ich dankte ihm und sagte: es sei bereits wohl zu schön für mich und versprach ihm gute Freundschaft. Da ich in den Speisesaal trat, hatte sich der Herr und zwei Gäste bereits zum Gebet gestellt, auch standen bei der Tafel die vier Jungfräulein. Der Ritter stand zu oben, die zwei

Gäste, als der Junker Ludwig von Müllenheim und Herr Conrad von Dünzenheim zu Seiten, und dann die Jungfrauen; ich aber stand dem Ritter gegenüber. Die Jungfrau mit den schwarzen Haaren sprach das Gebet und dann setzten wir uns nieder. Ottilia aber und das traurige Mägdlein gingen zur Küche und Gundelindis diente zu Tische als eine Magd, und nur die gebetet hatte saß zu Tische. Da war mancherlei gutes Gericht und auch Weines genug, aber ich war blöde und hatte wenig Gelüsten; auch nöthigte mich Gundelindis oft zu essen, aber ich hörte mehr den Reden der Herren zu, als daß ich auf die Speise achtete.

Sie sprachen von der neuen Glocke, die sollte für den Münster gegossen werden, und waren sie nebst meinem Herrn die Pfleger des Werkes. Diese Glocke ist dem Meister Jörgen von Speyer, einem Bürger zu Straßburg verdingt worden, den Centner zu einem Gulden zu gießen und hat man eine Hütte und Ofen auf dem Frohnhof neben der Steinhauerhütte gemacht. Da habe ich mich wohl verwundert was für ein großes Werk das werden sollte, denn es sprachen die Herren wie man Meister Jörgen schon außer dem alten Zeuge, das man in Vorrath gehabt, an Kupfer für achtzehnhundert Gulden und an Zinn für ein tausend zwei und dreißig Gulden gegeben habe. Die Herren freuten sich sehr, daß eine solche Glocke, wie groß keine derweilen bekannt war, Gott und Marien, der Königin und Patronin des hohen Stiftes Straßburg zu Ehren, sollte zu Stande kommen. Da sprach mein Herr, der Ritter Veltlin von Türlingen: „O, was ist es eine herrliche Sache um den herrlichen, herzergreifenden Klang einer Glocke, die erhoben über unsern Häuptern, gleich einer mächtigen Stimme des Himmels zu uns Allen aus dem Gewölke spricht. Wenn ich Nachts erwache und oft mancherlei Gedanken habe über das Leben und ängstliche Sorge trage über die Meinigen, da schlägt die Glocke an und mein Herz wird ruhig, denn ich freue mich, daß ich weiß, nun loben Viele Gott und Mancher betet mit mir in gleichen Gedanken."

Ritter Conrad von Dünzenheim sagte hierauf: „Ich hab' oft gedacht, wie es wohl muß traurig gewesen sein und noch keine rechte Frömmigkeit, kein rechter Bürgersinn unter den Leuten, als man noch keine Glocke hatte, denn eine Stadt ohne den Klang einer lieben Glocke, ist mir gleich einem Stummen, der in Gesellschaft nicht leben kann."

Junker von Müllenheim sprach: „Wenn ich über Lande reite und höre

eine Glocke schallen, wird mir's immer wohl um's Herz und finde ich mich zum Guten immer mehr gestärkt. Ich weiß nicht, ob es ist weil die Gloken zur Ehre Gottes gesegnet sind, oder ob es der muntere, kräftige Schall selbst ist, der mir den Eindruck so mächtig macht, aber ein Schloß oder Städtlein zu bestürmen oder zu zerbrechen, ist mir immer schwerer worden mit dabei zu sein, wenn ich die Sturmglocke so emsig summen hörte, und sah, wie sie so sorglich im Thurme hin und herschwankte."

Die Reden der Herren gefielen mir gar wohl, und da mein Herr das an meinem Angesicht bemerken mochte, forderte er mich auf, auch meine Gedanken zu sagen: worauf ich sprach: „Ich bin mit Euch ganz einer Gesinnnng, daß eine Glocke gleich ist der Zunge einer Stadt, die mit ihrer kräftigen, hellen Stimme zu ihren Bürgern spricht, und sie zu dem Gedanken ermuntert, daß sie zusammen wohnen in Eintracht und Sippschaft, und es ist recht wunderbar, wie sie einem Jedem sagt, was ihm gut ist, denn derselbe Klang, der den Einen zum Beten ruft, hält den Andern vom Fluchen ab; sie zeigt einem Bürger sein Ruhestündlein an, ermuntert seinen Nachbarn zum Geschäft; sie ist ein Trost der Kranken, ein Zuspruch der Gefangenen, und rufet den Mann, der auf einsamer Wache stehet, mit frischer, muthiger Zunge an. Wie auf Erden der Mensch kein Geschöpf erkennen mag, an dessen Vollkommenheit die göttliche Allmacht herrlicher erkannt werde, als Sich selbst, der aus Leib und Seele bestehend, nach Gottes Ebenbild erschaffen ist, so muß auch all sein Bemühen und Trachten darauf gerichtet sein, in Allem, was er für sich und seinen Nächsten beginnt und vollbringt, alle Kräfte seiner Seele und Glieder seines Leibes in wohlgerathener Ordnung zu bilden. So ist denn gar oft schon eine wohleingerichtete Stadt dem gesunden Leibe eines Menschen verglichen worden, und so denke ich mir denn die Kirche als das Gewissen und Herz dieser Stadt, wo ein Jeder den lieben Gott finden und sich seiner theilhaftig machen kann, und ist die Glocke wohl der Zunge zu vergleichen, die zu den einzelnen Gliedern spricht; wir sind eins in mannigfacher Verrichtung. Betet, ruhet, arbeitet, helfet, lachet oder weinet, aber wir sind Eins, wir leben; so lasset uns leben, daß wir ewig leben mögen.

Auch finde ich es schön und löblich, daß man die Glocken einweihet und gleichsam taufet, daß man mit feierlicher Handlung sie empfängt aus der Hand des Werkmeisters, und sie aufnimmt mit geistlichen Zeichen zu ihrem geist-

lichen Gebrauch, und ob mich rühre der helle muntere Klang des Metalls, oder die Macht des Segens, der über das Metall gesprochen ist, mag ich nicht wohl unterscheiden; denn, so wie die Zunge des Menschen gesegnet[3] ist, und auch seine Rede durch seine Seele, also ist die Glocke gesegnet durch die Weihe des Priesters, und die Weihe ist wieder Klang von Gott, so wie die Seele und die Rede auch von Ihm sind."

Da ich also gesprochen hatte, belobte mich dessen mein Herr und sprach: „Ich muß mich wohl verwundern, wie du so schön von Glocken redest und ganz bewegt dabei wirst; sag' mir doch auch deinen besondern Grund, weßhalb du die Glocken so liebest."

Da sprach ich: „Eines hab' ich vergessen zu melden von der Glocke, und das ist nicht die geringste ihrer Eigenschaften, womit sie des Menschen Herz erfreut, das ist die Gastfreiheit und Milde ihres Klanges, der hoch über die Mauern der Stadt hinüber die müden, armen Wanderer begrüßt, und ihr Vertrauen zu Gott und den Menschen ermuntert; ihr Klang ist den Heimathlosen und armen Waisen eine tröstliche Einladung, und erweitert die Ringmauern der Stadt geistlicher Weise[4] für die, welche die Nacht auf einsamer Straße ohne Hilfe, als die Gottes, findet.

„Das hab ich so recht herzlich vorgestern Abend empfunden, da ich noch ohne Obdach und Aussicht ein Bettler auf der Straße war; da wollte mir beinahe der Muth entsinken, als ich die Sonne so röthlich am Himmel untersinken sah, und es schon Stille ward im Walde. Sieben Wochen war ich nacheinander gereist, keinen Tag still gelegen, und hatten meine Schuhe fast keinen Boden mehr; da rieth mir zu Basel ein freundlicher Mann, ich sollte nach Straßburg ziehen; daselbst sei leichtlich unterkommen. Als ich nun zu Abend bis in den Wald kommen war, wollte mir aus Müdigkeit und Hunger der Weg gar weit werden; auch dachte ich mir, dieser Weg könne wieder, wie viele Stunden die ich schon gemacht, gar umsonst sein, und war also sehr traurig, und da ich am Ende des Blobsheimer Waldes, nahe bei einer alten Kirche stand, sah ich von ferne drei feine Dörfer, mit Schlössern und Kirchen geziert, als Blobsheim, Wibelsheim und Eschau, die lagen am röthlichen Himmel gar schön abgezeichnet. Da setzte ich mich unter einen Baum, zu ruhen und mein Abendgebet zu verrichten, klagte dem Herrn unter Thränen meine Armuth, der ich nun so lange im Elend herumgewandert und meines Elends

kein Ende wußte, und was Elias unter der Wachholderstaude von Gott erbeten, eben darum flehte ich unter dem Eichbaum. Er wolle nunmehr meine Wanderschaft zu einem seligen Ende führen, meinen Leib der Ruhe geben und meine Seele zu sich nehmen, oder aber mit mir, wie mit seinen Jüngern zu Emmaus heute in einem der vorliegenden Oertlein und morgen zu Straßburg einkehren. Da ich nun in diesem meinem Gebete und fast in traurigen Gedanken einschlief, erweckte mich der helle liebliche Klang der Abendglocke von Eschau; da fühlt' ich mich von einem wunderbaren Vertrauen durchdrungen und ging strack's auf Eschau los, und da war auch mein Engel nicht fern, und hatte Gott mein Gebet erhört; denn allda fand ich Euch, mein gnädiger Herr; darum mögt Ihr mir wohl den Eifer, mit dem ich von der Glocke geredet, zu Gute halten."

Da jetzt der Diener hereinkam und meinen Herrn hinausrief in den Vorsaal, es wollten zwei Handwerker mit ihm reden, begab er sich heraus, und sagte der Junker von Müllenheim zu mir: „Ihr seid für euer Ansehen gar gelehrt und sprechet tiefsinniger als ein Doktor; drum wundert es mich zu hören wer ihr seid."

Da sagt' ich, wie ich Johannes, ein fahrender Schüler sei, aus Burg Eberach und seit gestern Abend ein Schreiber des Ritter Veltlin von Türlingen; nun fragte mich Herr Conrad von Dünzenheim: „Wie seid Ihr denn an Herren Veltlin gekommen, und durch wessen Empfehl?" Da sprach ich: „Durch des Herrn Ritters Barmherzigkeit und Gottes Güte. Ich fand nahe bei dem Stift oder der Schaffenei, zwischen 7 und 8 Uhr Herrn Veltlin. Neben ihm standen der Kirchherr von Eschau und etliche andere Vornehme von Adel, mir als einem fremden Wandersmann Alle unbekannt; da blieb ich mit meinem Bündel aus Scheu fern von den Herren, und bat blos den geistlichen Herrn um einen Zehrpfennig. Da rief mich Herr Veltlin mit gemeinen bürglichen Worten zu sich und fragte mich, von wannen ich käme, wohinaus ich wollte, und was für diesmal mein Begehren wäre; darauf sagt' ich ihm höflich, ich sei ein armer Schüler aus Frankenland gebürtig, sei auf etliche Wochen der Schule nachgezogen, habe jetzt meine Reise nach Straßburg gerichtet und werde durch meine äußerste Armuth gezwungen, fromme Leute demüthig um einen Zehrpfennig anzusprechen. Darauf antwortete mein gnädiger Herr: ‚Bist du ein armer Schüler und mußt deine Nahrung erbetteln, so bin ich auch deines Hand-

werks; denn ich bin vor Gott auch ein Bettler, und muß noch täglich lernen. Ziehe du aber in Gottes Namen nach Straßburg, dort sind viel fromme Leute, und wenn du fromm bist, wird dir Gott auch bei frommen Leuten unterhelfen.‘ Hierauf befahl er seinem Diener mir den Zehrpfennig zu geben; der gab mir Mönchköpfe oder sechs Batzen, worüber ich nächst seiner tröstlichen Rede so froh war, daß mir die Augen überliefen; denn ich bedachte gar wohl, was ich erst vor zwei Stunden unter der Eiche zu meinem Gott gesprochen hatte. Da ich nun meinem Herrn gedankt hatte, eilte ich mit großer Freude der Herberge zu, blieb allda über Nacht und trank eine halbe Maß Wein um einen Kreuzer, und brachte in inniger Fröhlichkeit meinem Wohlthäter manchen heimlichen Trunk zu, worauf ich mit leichtem frohem Herzen mich zur Ruhe begab.“

„Gestern Morgen nun stand ich früh auf, und reiste nach Straßburg; unterwegs kam Herr Veltlin auch geritten mit seinem Diener; er grüßte mich mit einem bona dies; auch hatte er die Liebe und ließ sich in ein lang Gespräch ein mit mir, und da ich ihm wohl gefiel, nahm er mich auf als einen Schreiber und sagte mir seinen Namen, daß ich ihn fragen konnte, worauf er mich verließ und schneller ritt. So lang ich ihn sehen konnte stand ich still und sagte: ‚O Gott! wolle diesem Herrn hier die zeitliche Wohlfahrt und dort das ewige Leben geben!‘ Und als er hinter einem Hügel verschwand, war mir, als sei Alles ein Traum, und dacht’ ich: ‚Ach, wenn dein Glück wirklich verschwunden wäre!‘ Da rafft’ ich mich zusammen und lief bis vor Straßburg hin, und kam heran zu dem Herrn, der mich mit Liebe überhäuft hat.“

Nachdem ich also gesprochen hatte, kam Herr Veltlin wieder herein mit zwei Zimmer-Gesellen und sprach zu seinen Gästen: „Hier bringe ich zwei wackere Männer, die haben sich was gar Großes verheißen, das ihnen bei Gott und der Welt Segen bringen mag. Sie haben sich erboten den Glockenstuhl zur großen Glocke zu Gottes Ehren und ihrer Freundschaft zum Gedächtniß ohne Lohn zu machen, und wollen um die Vergünstigung bei den Pflegern dieses Werkes ansuchen.“

Die Herren verwunderten sich darüber und baten sie, das Vorhaben wohl zu bedenken, da solches kein leichtes sei und sie gereuen könnte. Da haben sie sich aber mit großem Eifer erboten ihres Vorhabens gerichtliche Gewährschaft zu leisten, und nannte sich der Eine Medard von Landau; der Andere Hans Eckstein, war ein Bürgersohn von Straßburg; als die Herren

ſie fragten, warum ſie an ſolch großes Gelübde, als noch ledige Leute gekommen ſeien, wollten ſie es nicht gern offenbaren und ſprachen: „Das mag vor uns bleiben und vor Gott.“ Da ſchaute ich mich um nach ihnen, denn ſie ſtanden hinter mir, und ich wunderte mich ſehr, weil ich ſie wohl erkannte; auch kannte mich der Medard von Landau und grüßte mich; da grüßte mich auch Hans Eckſtein und ſchüttelte mir die Hand.

Herr Veltlin ſprach: „Woher kennet Ihr euch?“ Da ſprach der von Landau: „Geſtrenge Herren, der weiß darum.“ Da ſtritten ſie untereinander, ob ſie ihr Gelübde offenbaren ſollten, und ich ward ganz roth unter den Augen. Nun ward ein kleiner Stillſtand der Rede und die Jungfrau Pelagia ſtand auf, ſchenkte drei Becher Weines ein, und reichte den einen gar freundlich dem Medard, den andern dem Hans, den dritten ſtellte ſie mir vor; da lachten die Ritter und ſagten, ſie hätte ihre Zeit recht weislich genommen. Die Geſellen ſtießen die Becher an und brachten es der Jungfrau zu; ſie dankte und ſprach: „Nun ſollt ihr auch eure Geſchichte ſagen.“ Da waren ſie willig und erzählten wie ihre Eltern ſchon in Feindſchaft gelebt hätten, eines gemeinſchaftlichen Werkes wegen, und ſei der Zorn leider mit ihnen in's Grab gegangen; und nun wären auch ſie lange unfreund geweſen und hätten ſich zu ſchaden geſucht. Medard ſehe des Eckſteins Schweſter nicht ungern, habe ſich aber Gewalt angethan und auf ſie geſchimpft; da habe ihm Hans vorgeworfen, daß er von ungerechtem Gute lebe, denn ſein Vater habe den ſeinen betrogen; darauf ſeien ſie ſo im Zorn erblindet, daß ſie ſich zugeſagt, vorgeſtern im Blobsheimer Wald, wo ſie Holz fällen ſollten, gegen einander zu ſtehen und ritterlich mit ihren Aexten auf Tod und Leben zu fechten, hätten ſich auch aufgeſucht, ſeien aber nicht gleich auf einander geſtoßen und dadurch noch erbitterter geworden.

Als ſie ſoweit geſprochen, wollte ihre Rede nicht mehr recht fort und ſchauten ſie mich an. Da dies Herr Veltlin merkte, bat er mich weiter zu ſprechen, und ich erzählte alſo: „Als ich im Blobsheimer Wald, wo er ſich endet, unter einer Eiche lag zu ruhen und zu beten, und darüber entſchlafen war, erweckte mich ein heftiges Reden, worüber ich erſchrocken auffuhr. Da erblickte ich zwei Männer mit geſchürzten Aermeln, Jeglicher eine Axt in der Rechten, zornig ſich einander gegenüberſtehend. Ich ſprang zwiſchen ſie und ſuchte ſie mit freundlichen Worten auseinander zu bringen, nicht ohne große



Gefahr meines Lebens; denn sie waren gar zornig, und wie ich mir so alle Mühe gab und Pauli Worte anführete: ‚Die Sonne soll nicht untergehen über Euren Zorn', da hat Gott meine Worte gesegnet und ihnen eine große Gewalt gegeben; auch hörten wir die Abendglocke von Eschau gar friedlich läuten; da sprach ich ihnen zu, darauf zu hören, und flehte sie an, das Friedensglöcklein zu ehren und sich zu verzeihen um des Herrn Jesus willen, der uns Allen verzeihen möchte. Der Friede kam nun über sie; sie boten sich die Hände und wollte mir Medard von Landau ein Stück Geld geben; ich nahm es aber nicht und bat ihn, es den Armen zu geben; denn ich fühlte mich gar reich zur Stunde und hatte doch keinen Heller." — Da fuhr Hans fort: „Dieser Sühne zum Gedächtniß hat Medard sich verlobt, den Glockenstuhl zu machen, und ich will ihm getreulich helfen zum ewigen Gedächtniß des Friedens, der mit den Glocken über uns gekommen ist." Da fiel Medardus ein: „Eckstein, sprich recht, deine Schwester Anna hat uns dazu beredet, als ich sie um Verzeihung meiner Schmährede bat, und versprach dabei, wenn die Glocke zum erstenmale läute, wolle sie mir die Hand am Altare geben." So ward da noch manche Rede gewechselt, und baten die Gesellen die Herren und mich, die Ursache nicht bekannt zu machen; das wär ihnen unlieb und könnte sonst Aufsehens geben. Da versprachen die Herren, daß es in der Stille bleiben sollte, und gaben uns Allen ihr Lob. Die Gesellen gingen von dannen und wurden über zwei Tage auf's Frauenhaus, wo des Münsters Sache betrieben wird, beschieden, ihr Vorhaben den Pflegern zu erklären.

Wie großes unverdientes Lob mir die Herren gegeben, will ich nicht hier schreiben; Gott gebe, daß all mein Wesen Ihm wohlgefällig und den Menschen erbaulich sei!

Gegen Abend ließ mich Herr Veltlin in den Garten rufen und sprach zu mir: „Ich muß dir nun sagen, Johannes, von den vier Jungfräulein, wer sie sind und was ihr Wesen ist, auf daß du dein Dasein ihnen angemessen und nützlich machen mögest. Die älteste, welche du in ernster Tracht einhergehen siehest, ist meine Tochter Ottilia; sie ist ein frommes Kind und hat sich vorgenommen, in St. Ottilienskloster zu Hohenheim auf's Jahr das Gelübde abzulegen; die zweite, welche du heute zu Tische aufwarten sahest, ist meine jüngere Tochter, Gundelindis mit Namen; sie ist eine weltliche Braut und einem Edelmanne verlobt, der auf einer Fahrt nach Italien begriffen ist, und dessen Heim-

kehr wir täglich entgegensehen. — Das traurige Mägdlein aber heißt Athala, sie ist eines Schlossers Tochter, welcher mein Nachbar war und viel kunstreiche Arbeiten an der Uhr im Münster verrichtet hat; er war in seinem Gemüthe ein gar trauriger Mann, und liegt über seinem ganzen Stamm ein wunderbares, finsteres Geschick, das hat ihn auch bis zu seinem Tod begleitet. Ihre Mutter war ein ehrliches und menschenfreundliches Weib, eine hilfreiche Freundin meiner seligen Hausfrau, und als diese mir in Gundelindis Geburt für dieses zeitliche Leben genommen wurde, so übernahm sie es, das Kind zu säugen, da sie auch kaum recht die Athala zur Welt gebracht hatte. So sind denn beide Milchschwestern, und Athala ist, da sie eine Waise wurde, welches nun zwei Jahre sind, als mein Kind in mein Haus eingetreten. Sie hat aber ein unglückliches Gemüth von ihrem Vater ererbt, ist stets voll Zweifel und Besorgniß, und kann ihre Hoffnung nicht recht von irdischem Gute abwenden. Auch bei der kleinsten Verrichtung ist sie zum Voraus eines übeln Ausgangs besorgt, und wenn es dann gelingt, so hat sie keine Freude und nennt es einen Zufall.“

„Ach,“ unterbrach ich den Herrn, „das ist wohl ein armer Mensch, der seine Hoffnung nicht auf Gott stellt und auch irdischem Glück nicht vertrauen mag; ein solcher ist ohne Himmel und ohne Erde; er ist nichts als bloß ein trauriger Gedanke. O wie sehr bedaure ich diese Jungfrau!“

Da fuhr mein Herr fort: „Nun ist ihr Leid gar schwer, wie ich heute von Gundelindis vernommen, und hatte ich dessen Ursprung noch nicht recht erkannt. Athala schläft aber mit Gundelindis in einer Kammer, und haben sie ein besonderes Vertrauen zu einander; da ich nun heute meine Tochter gefragt, ob sie nicht wisse, warum Athala gestern im Garten so wunderlich von ihrem Ringe gesprochen habe, antwortete sie mir, daß diese Nacht Athala viel heimlich geseufzet, und in der Meinung als schlafe sie, einigemal zu sich selbst gesprochen: Ach, so besteht dann keine Liebe für mich auf Erden, so soll ich denn hinsterben, ohne ihn wiederzusehen, — und andere bewegliche Worte, worüber Gundelindis sie angeredet, und gesagt: Athala, mein Schwesterlein, was fehlt dir? Hast du deine Sinne in eines Mannes Anblick verloren? Und hat sie beschworen bei ihrer Mutter, deren Brust sie beide getrunken, ihr zu vertrauen, aber Athala hat nicht geredet, und hat gesagt, sie habe im Traume gesprochen, was ich nicht glaube; denn sie hat oft und vielmal so gesprochen,

da doch die Seele im Traum bei einer Sache nicht lange verweilt, und von Einem zum Andern eilt. Nun ist mir kein Zweifel, daß sie in irgend eines Mannes Liebe unglücklich gefangen liegt, und muß ihr Leid schon lange währen und nicht zu helfen sein, da sie bescheiden ist in Allem was sie begehrt, und willig entbehren mag, wenn gleich mit stillem Schmerz.[5]

Nun aber muß ich noch reden von Pelagia, der jüngsten von den vier Mägdlein, die doch älter erscheint in Erkenntniß, Rede und Geberde; sie ist nicht aus diesen Landen, ich habe sie als eine arme Waise in Jerusalem aufgefunden und hier in Straßburg taufen lassen. Diese Jungfrau besitzt eine herrliche Seele, und von ihren Lippen kommen gar wunderbare Reden gleich den sinnigen Erfindungen der Dichter; mit großer Freude hört sie Geschichten und Lieder, und erfindet auch selbst allerlei Abenteuer, die sie ihren Schwestern gar lebhaft darzustellen weiß, daß ich oft selbst mit allen Sinnen aufmerken muß. Eine innere tiefere Heiterkeit ist in ihrer Seele; sie betrachtet die Natur mit aufmerksamer Liebe und ist oft lange ernsthaft ohne traurig zu sein. Wenn sie betrübt wird, so bricht sie schnell in heftige Thränen aus, wird aber gleich fröhlich und singt: „Es hat einmal geregnet, die Läublein tröpflen noch.“ Vor Allem hat sie gar große Lust zur Musik und kann die Orgel schön schlagen, auch singt sie geistliche und weltliche Gesänge mit einer ganz anderen, herzergreifenden Art als Andere, wenn es gleich dieselben Weisen sind. Ich kann nicht sagen, daß sie Gott ergeben sei, ich muß sagen, sie sei ganz voll von Allem, was Gottes ist. Doch hat sie keine Verachtung für weltliche Dinge und weiß in Allem, was sie mit Rede oder Handlung berührt, ein Wesen zu erwecken, das, wo nicht heilig, doch sehr ehrwürdig ist.

Doch du solltest beinahe glauben, Johannes, ich liebte Pelagia mehr als die Andern, da ich so viel von ihr rede und doch nicht eigentlich zu sagen weiß, wie sie ist.“

„Herr, sprach ich da, ich glaube das nicht; aber es ist schwer zu sagen, welches die Gestalt des Bewunderungswürdigen sei. Wenn wir von dem Wesen des Menschen sprechen, so meinen wir damit weltliches oder geistliches; wir sagen wie es sich entweder der Erde oder dem Himmel ergibt. So wie wir die Pflanzen darnach unterscheiden, ob sie entweder an der Erde kriechen, oder ihr Haupt als Blume zum Himmel richten, aber es mag wohl noch Etwas geben, was wir mit Beiden nicht vergleichen können, was nicht wegen der

Welt weltlich, wegen des Geistes geistlich, was um seiner selbst willen in sich selbst weltlich und geistlich ist, was schön ist vor den Augen der Menschen und Engel, was betet aus innerer Lust und scherzet in tiefer Andacht und von Allem nichts weiß als vom Leben, dem ewigen Leben, nicht von jenem nach dem Tode, nein, vom Anfang her bis zum Ausgang. Wenn wir solche Menschen finden, sind wir lange mit ihnen ohne sie zu kennen, thun ihnen auch wohl oft Unrecht, weil wir sie bezwingen wollen um sie zu begreifen; aber wir müssen sie bewundern, und ist es fast, als wären sie ohne Erbsünde geboren, und wie dem sei, so hat Gottes Gnade groß an ihnen gewirkt, da er sie als Lehrer und Dichter gesetzt hat, Ihn und das Leben zu verkündigen und zu preisen.

„Gar schön steht also Pelagia zwischen euren beiden Töchtern, da Gundelindis sich zu ehelichen sucht und Ottilia sich Gott allein will ergeben; so mögen in ihre Hand beide ihre Hände legen.

„Ich habe einstens von einem großen Meister gehört, der es in wunderbaren Kunstwerken so weit über den Begriff unkundiger Männer hinausgetrieben hat, daß man ihn fast für einen Zauberer hielt; er hatte auch von Metall so sinnreiche Spiegel gemacht, daß auch die unsichtbaren Geister darin als leibliche Gestalten erschienen. Wenn in der Ferne geredet oder gesungen wurde, so erklang es in dem Spiegel mit lieblicher und klarer Stimme, ja und wenn die Sonne hineinschien ward ihre Wärme so gewaltig, daß man in ihrem Abstrahle Metalle konnte fließen machen. Diesen Spiegel hatte der Meister in großem Fleiß und steter Bewunderung der Allmacht Gottes endlich zu Stande gebracht, nur seine Freunde und Schüler wußten davon und viele Freude und Andacht hat er mit seinem Kunstwerke unter ihnen erweckt. Da aber die Bürger der Stadt davon hörten, mußte er sein Werk öffentlich ausstellen und entstand daraus mannigfaltiger Mißbrauch, auch war der Zudrang des Volkes so groß, daß er ein Diener seines eigenen Werkes werden mußte. Er mußte immer bei dem Spiegel stehen und den thörichten Menschen Antwort geben, welche bald ihre Zukunft in weltlichem Glück oder ihr Geschick in der Liebe in seinem Spiegel sehen wollten auch so entstand viele Sünde durch ihn, indem die Menschen durch den Spiegel von Glauben, Hoffen und Lieben gewendet wurden, ja es entstand schreckliche Ketzerei, da ein teuflischer Zweifler den heiligen Leib Christi figürlich vor dem Spiegel sehen wollte. Der Meister erhielt großen Reichthum und ging endlich in weltlicher

Hoffart unter, denn er ergab sich zügelloser Liebe und richtete großes Elend an. Als die Sonne von Wolken verhüllt war, legte sich sein Kind an der Erde schlafen. In der Stube, in welcher der Meister nicht zugegen war, stand der Spiegel ohne Herrn; die Sonne trat hervor und der Abstrahl des Spiegels traf und tödtete das Kind. Da kehrte der Meister zurück und erkannte das Elend und da er keinen Trost mehr in Gott fand, legte er sich nieder über sein Kind in die Flamme und verbrannte sich das Herz, da ergriff die Flamme das Haus und die Stadt."

„Das ist gar eine nachdenkliche Geschichte," sprach Herr Veltlin; „aber wie du deine Rede von Pelagia so plötzlich auf den unglücklichen Spiegel gewendet, habe ich nicht recht verstehen mögen; du mußt mit deinen Gedanken nicht also eilen, gedenke, daß ich ein Greis bin und in anderem Leben als du ergraut, da sage mir wie verstehst du das?"

Da bat ich meinen Herrn um Verzeihung meiner Schnelligkeit und sprach: „Es ist wunderbar, daß man so lebendig wird in der Betrachtung solcher Menschen, als Ihr Pelagia geschildert; es ist als könne man das Feuer nicht anschauen, ohne zu erröthen und zu erwärmen. Ich habe aber das Beispiel des Spiegels herbeigeleitet, da ich gesagt, Ottilia die Braut des Himmels und Gundelindis die Braut der Erde, könnten in Pelagia's Schooß sich die Hände reichen, und war mir, als müßte ich sie den seligen Bund Himmels und der Erde nennen, welcher das eigentliche höchste menschliche Leben ist. Solche Menschen sehen Alles in Gott und Gott in Allem; sie sind diejenigen, denen Gottes Ebenbild noch nicht durch die Schuld der Eltern zerstört ist, ihre Seele ist geschaffen, gleich einem verklärenden Spiegel der Schöpfung. Gleichwie der geistliche Mensch zum Himmel ringet von der Erde und wie der irdische Mensch den Himmel zur Erde niederruft, so schweben solche Seelen zwischen Beiden; in ihnen ist kein Ringen, kein Ruhen, sie sind unschuldige Kinder des Lebens, auf welche Gottes Segen thaut; ihr Blick ist wie das Licht auf Alles blickend, nach ihnen schaut Himmel und Erde. Aber das Böse hat ein Aergerniß an ihnen und dringt zu ihrem Sitze, der nicht in Mauern klösterlicher Zucht, noch in dem schützenden Hause des Staates[6] verborgen ist, und so werden sie leicht, gleich den Dichtern und Weltweisen, eine Beute der Eitelkeit, Schöpfer des Unglücks und gehen unter in den Flammen ihrer Seele, welche dem kunstreichen Spiegel zu vergleichen ist. Darum sollen sie wandeln in Unschuld und Demuth

und sollen fliehen allen Lohn, weil sie der Lohn des Herrn selber sind." „Du meinst also, Johannes, es gebe dreierlei Arten von gottgefälligen Menschen, die geistlichen, welche ihr ganzes Leben schon vor dem Tode blos dem Herrn aufopfern, und die weltlichen, welche in häuslicher Treue und Zucht ihre Kinder zur Gottesfurcht und Arbeit erziehen, dann aber noch welche, in denen sich beides verbinde, und diesen gesellst du Pelagia zu. Ich muß dir wohl gestehen, daß ich früher solcher Menschen nicht gedacht habe und nun gar wohl begreife, wie sie auf gefährlicher Bahn zwischen Himmel und Erde wandeln, denn sie können leicht straucheln, und sollten sie wohl sich mit ihren Künsten und tiefen Gedanken zu Gott halten, damit sie nicht mächtige Diener der Welt werden."

Da sprach ich: „Ich kann besser noch sagen, daß es gebe betende, arbeitende und lehrende Menschen, denn lehrend soll sein und ist alle wahre Kunst; wenn sie gleich oft eine bloße Ergötzung der Sinne scheint, so führt sie doch die geheimen wunderbarlicheren Eigenschaften Gottes, der Seele und der Welt vor unser Gemüth, das sie mit mannigfacher Rührung bewegt, von dem alltäglichen befangenden Leben die Augen zu erheben und sich nicht verloren zu geben an die kurze Zeit und ihren Dienst; auch leiht sie der betenden, beschauenden Einfalt, welche sich selbst dem Herrn aufopfert, mannigfache Sprache und Gestalt, sein frommes Wollen in vielgestaltigen Bildern zu offenbaren und zu verherrlichen, und wenn ich es Euch so recht deuten sollte, möchte ich sagen: wenn der geistliche Mensch einem Kinde gleicht, das mit heftigem Verlangen sein Händlein zur Sonne hebt, so gibt die Kunst ihm in die eine Hand eine brennende Kerze und in die andere eine schöne Lilie, daß er mit Licht und Duft seinem Herrn bildlich näher komme, und nicht verzweifle durch seine Armuth. Und wenn der weltliche Mensch umringt von Werkzeugen an den Gebäuden seiner Zeit arbeitet und geängstet von dem Bedürfniß und ermüdend in der Arbeit, in irdischen Zweifel fällt, so singt ihm die Kunst ein Lied, daß das behauene Holz wieder zu ergrünen und der Schlag der fallenden Axt nur der Takt und Klang erquickender Gesänge zu sein scheint. Aus der todten Wand läßt sie das göttliche Antlitz hervorleuchten, sie befestigt die Bilder der Heiligen, der Patrioten und der Freunde auf die todte Leinwand, und bezwingt die Zeit und die Ferne, welche dieselben uns nahm; sie macht das Heilige und Theure des Lebens uns ewig, gibt den verborgenen, tiefen Geistern einen scheinbaren Leib, fördert alle Schätze des

Geheimnisses in Wort und Gestalt zu Tage. Sie übersetzt den geistlichen Reichthum aller Völker in die allgemeine Sprache der Sinne und gibt dem unaussprechlichen Gefühle Ausdruck in den herrlichsten Tönen; sie ist Gottes ewiges, unaufhörliches Werde, in so weit es seinem Ebenbilde dem Menschen verliehen ist. Ach, wie herrlich ist sie schon, wenn sie auch nur ein mildes Mondlicht dem ist, der den Anblick der Sonne nicht ertragen mag, mit kranken Augen.“

Also hatte ich in dem Laubgang auf- und abgehend mit meinem gnädigen Herrn gesprochen und ging die Sonne bereits unter, da wurden wir stille. Das währete jedoch nicht lange, als wir gar herrlich auf der Orgel schlagen hörten und klare Stimmen dazu singen. Herr Veltlin faßte meine Hand und blieb mit mir stehen. Das war eine herrliche Musik und sangen sie in abwechselndem Liede fragend und antwortend und dann fielen wieder die Stimmen zusammen in vereinter Glut.

Da wir still standen, hatten wir uns gen Abend gekehrt und der Schein der Sonne gegen das Gewölk gab manche glühende Farbe; auch war es wunderbar zu schauen, denn die Sonne ging hinter dem Münster unter und stand der hohe durchbrochene Thurm schwarz vor uns und man konnte von innen und außen her den feurigen Himmel erkennen. Und wenn die Wolken durcheinander zogen und ihr Glanz sich vermischte zu höherem Purpur, fielen auch oft die klaren Stimmen der Sänger und die wallenden Tonfluthen der Orgel zusammen und es war als wenn der Gesang und der Farbenhimmel sich verständen und zusammen spielten.

„Es hat die Orgel gar schön angefangen,“ sagte Herr Veltlin, „auf deine Rede so recht wohlthätig.“

„Ja sie hat sagen können, was ich nicht sagen, ja selbst nicht denken konnte, ist es doch als wäre der kunstreiche Thurm das Gebäude der Orgel und ziehe der bunte Himmel wie die Töne durch ihn.“

Als ich so sprach, präludierte die Orgel ein anderes Lied und Herr Veltlin sagte: „Sieh, jetzt zieht der letzte Lichtstreif am Himmel hin!“ Dann hob er an mit herzlicher Stimme in die Singweise der Orgel einzufallen:

Ich grüß dich, zarte schöne Fraue,
Und biet' dir freundlich gute Nacht,
Bis daß der ew'ge Tag im Thaue
Vor deinem Kämmerlein erwacht.

Ein heil'ger Engel soll zur Seiten
An deinem Bettlein Wache steh'n,
Die goldnen Flügel ob dir breiten
Und schwere Träume von dir wehn.

Daß sie sanft erwache
Aus ihres Schlummers Ruh',
Der Morgenstern ihr scheine
So recht mit Liebe zu. —
Sie schlafe, sie wache,
Sie stehe, sie gehe,
Die Holde, die Meine,
Oder was sie thu'.

Daß ein Engel bringe
Der Zarten meinen Gruß,
Leis' wie im Maienscheine
Des Morgenstrahles Kuß.
Sie bete, sie singe
Daß eile die Weile,
Die ich alleine
Ohne sie sein muß.

Also hatte Herr Veltlin mit bewegter Stimme dies Abendliedlein gesungen, und da er aufgehört, sagte er ruhig zu mir: „Gelobt sei Jesus Christus." Ich sprach: „In Ewigkeit Amen." Dann sagte er: „Laß uns nun hinaufgehen und uns bei den Spielleuten bedanken für die Musik." Da wunderte ich mich, daß die Orgel war im Hause geschlagen worden, denn es war an dem Münster ein so schönes Echo, daß ich geglaubt hatte, der Gesang sei in der Kirche. Das Liedlein, welches mein Herr sang, war aber ein altes Abendlied, das er noch als ein Junggeselle, da er um seine selige Hausfrau warb, gesungen; er pflegte es jetzt oft an schönen Abenden zu singen, als ein Gedächtniß an sie und weil es eine solche Art hat, daß es leicht als eine ruhige Betrachtung des Todes und eine Sehnsucht des Wiedersehens konnte verstanden werden. Auch muß die selige Frau Herrn Veltlins eine gar tugendsame und schöne Frau gewesen sein, denn sie ist das Fräulein Agnes von Endingen, auf welche das Lied gedichtet worden, das hier in Straßburg noch in vieler Leute Mund:

Eines reinen guten Weibes Angesicht
Und fröhlich Zucht dabei,
Die sind wahrlich gut zu seh'n.
Zu guten Weibern hab' ich Pflicht

und wie es ferner lautet. Wir gingen aber in die Buchkammer, worin die kleine Orgel stand, da fanden wir die vier Jungfräulein. Pelagia saß vor der Orgel und spielte, ihr zur Seite stand Ottilia, die ich nicht gleich erkannte, denn sie hatte einen ganzen Nonnenhabit an, und wollte sich bereits im Chorsingen üben. Gundelindis aber schwebte munter auf und nieder, indem sie mitsang trat sie die Bälge. Athala saß allein auf einem niedrigen Schemel und sah mit gestütztem Haupte zur Erde, vor ihr lag ein großes Buch aufgeschlagen mit schönen Bildern, aber sie war ermüdet hineinzusehen und die Kerze da-



neben brannte trüb herunter. Herr Veltlin dankte Pelagia, daß sie sein Abendlied angestimmt und sagte: „Ich habe es gar herzlich mitgesungen."

Da stritten die drei Jungfräulein, welche es zuerst gewollt habe; Gundelindis sprach: „Hab' ich nicht gesagt: nun noch des Vaters Abendlied, das will ich noch treten, dann hör' ich auf, weil ich schon gar müde bin?" Ottilia aber sagte: „Du hast früher gesagt: daß du müde seist und ich bat dich, noch das Abendlied zu vollenden." Da sprach Pelagia: „Ich spiele es ja alle Abend, wenn der Vater im Garten ist."

Da wendete sich Herr Veltlin zu Athala und sprach: „Du mußt es wohl am besten wissen, da du stille zugehört, sag', wem verdanke ich das Abendlied?" — Die Jungfrau aber fuhr auf, als aus schwerem Traume und hatte auf die Rede nicht gemerkt. Da sagte Herr Veltlin: „Von dir werde ich es wohl nicht erfahren, denn du hast seit einigen Tagen gar großes Studiren vorgenommen; ich sehe dich auch in meinen allergrößten Büchern lesen und du wirst bald zu wissen thun, wie die Gräslein wachsen." Also sprach der Ritter scherzend; da erwiederte die Jungfrau: „Gnädiger Herr, entzieht mir eure Liebe nicht, meiner Traurigkeit halber! Ach, ich sitze wohl stundenlang und denke und sinne, um sie zu bekämpfen, aber ich vermag es nicht, und wenn ich mich besinne, so bin ich immer nur traurig." Da sprach Herr Veltlin: „Du willst Traurigkeit mit Betrübniß bekämpfen, das geht wohl an, denn man kann wohl mit Tapferkeit einen Tapfern besiegen und mit manchem Schritt legt man eine Reise zurück; aber wer der Sieger sein soll, muß mächtiger sein als der Gegner, darum sei traurig über das Leiden des Herrn, dann wird deine irdische Trauer zerrinnen."

„Aber laß' sehen das Bild das du betrachtet hast und das dich nicht trösten konnte." Da legte er das Buch auf den Tisch und wir traten Alle um ihn. Ottilia aber ging ruhig nach ihrer Kammer, um ihr Nonnengewand wieder abzulegen. Das Bild stellte drei Jungfrauen vor, die auf offener See mit verschlungenen Armen in einem Schiffe saßen, das eben untergehen wollte. Vom Lande aber fuhren drei andere Jungfrauen auf sie zu. Da baten die Mägdlein daß ich ihnen die Schrift lesen möchte. Herr Veltlin setzte sich nieder, und da Ottilia zurückgekehrt war, setzte sie sich auch zu den anderen Jungfrauen und sagte Herr Veltlin: „Nun Athala, achte fein auf die Geschichte und werde guten Muthes." Da las ich also, wie ich es geschrieben fand:

„Von dem traurigen Untergang zeitlicher Liebe.“[7]

Es war immer Gott wohlgefällig und den Menschen eine Handlung der Andacht, die Erstlinge der Früchte und Thiere dem Herrn zu opfern; er nahm sie als einen kindlichen Beweis menschlicher Liebe, denn er genießt ihrer nicht. Durch dieses Opfer war Gott gleichsam ein Gast des Menschen und das Mahl ward geheiligt und gesegnet durch die Gesinnung. Damit nun auch unser ganzes Leben geheiliget und gesegnet werde, so sollen wir Gott die Erstlinge, die ersten Früchte unserer Seele, die von ihm ist, aufopfern, und dies ist die erste Liebe.

Wenn wir zuerst jene allmählige Neigung des Wohlwollens, das durch alle Grade des Verlangens bis zur innigsten Vereinigung steigt, in unserer Brust empfinden, so sollen wir die Knospe dieser göttlichen Blume an Gottes Sonne erschließen, daß seine Liebe sie entwickele, und jener allmächtige Trieb in uns, der göttlichen Ursprungs ist, gleich nach seiner Geburt seinem Vater in die Arme gelegt werde, zu erkennen seinen Ursprung, und sich hinzukehren mit aller Macht nach dem Himmel, von dem er ausgegangen.

Es liegt kein Segen auf dem Menschen, der in die Fremde geht, ohne seinen Freunden eine Thräne zu weihen; der fromme Wanderer bleibt lange auf dem Hügel stehen und schaut mit tiefer Bewegung nach seiner Heimath nochmals zurück, dann erst setzt er muthig seinen Wanderstab vorwärts, indem er gleichsam sein Vaterland recht in seine Brust aufgenommen, und wie ein heilbringendes Kleinod auf seinen Wegen mit sich trägt; also soll auch die Bahn des Lebens begonnen werden mit dem Rückblick auf unsere Heimath in Gott; die sollen wir mit der ersten Liebe lieben, und so in unsere Seele aufnehmen, daß alle unsere Liebe auf ewig dadurch geheiligt, von irdischen Aengsten frei wie ein Held, in dessen glänzenden Waffen sich die Sonne und der trübe Himmel abspiegeln, muthig durch das Leben schreite.

Viele aber sind wie der verlorene Sohn, der sich grausam und im Streit von seinem gütigen Vater trennte, sein Erbtheil begehrte und hinging in alle Welt es zu verschleudern; also auch die Gemüther, welche mit allen herrlichen Eigenschaften der Seele, in frechem Selbstvertrauen dem Leben entgegengehen, ohne sich erst mit ganzer Liebe dem Vater der Liebe zu näheren; all ihr Treiben wird zeitlich und wird untergehen in der Zeit und sie werden trostlos weinen, wie der verlorene Sohn, um das vergeudete Gut, im Elend; aber

sie sollen zurückkehren gleich ihm und sich versöhnen mit Gott. Doch ist die Rückkehr der Seele schwerer als die des Menschen, denn die Seele vergeudete ewiges, der Mensch nur zeitliches Gut.

Es ist aber das Wesen der Zeit, daß sie nie ruht und rastlos verschwindet, wie ein verschlingender Strudel, und hat uns der barmherzige Gott die ewige Seele gegeben, daß wir triumphiren können über die Vergänglichkeit. Wer hat aber ein Recht sein Geschick zu beklagen, wenn er es freiwillig in den Tod führt? Wer aber seine Liebe in Gott, im Lichte, im Leben aufgehen läßt, der wird eine Aussaat gewinnen, die in jeglichem Boden Früchte trägt alle Liebe, die sich ihr verbindet, veredelt, über den Tod triumphirend zum Himmel treibt, ja selbst auf dem niederreissenden Wirbel der Zeit, wie eine Wasserlilie schwimmend, leben und blühen kann.

So haben die drei thörichten[8] Jungfräulein, die hier abgebildet sind, nicht gethan; ihre Geschichte ist also:

Es waren drei Schwestern, denen hatte es geträumt, sie sollten am Meeresufer schöne Perlen finden, bei Aufgang der Sonne, und sie gingen vor Tag hinaus an den Strand. Der Sand rasselte unter ihren Füßen, es lagen Nebel auf Land u. Meer und war gar einsam, auch hatten sie noch nicht gebetet. Wie sie nun fast in Sorgen standen, hörten sie ein Glöcklein läuten und zugleich einen wunderbar lieblichen Gesang. Da wurden sie uneins, denn die Jüngste sagte: „Ich will nach dem Schall des Glöckleins gehen, da finde ich eine Kapelle und kann erst mein Gebet verrichten." Die zwei Andern aber wollten dem Gesang nachgehen und sagten: „Da ist gewiß ein schöner Jüngling, der auch Perlen sucht und der uns welche gibt, wenn er uns sieht."

Da trennten sie sich und ging die Eine nach dem Glöcklein. Die zwei Andern aber schwuren sich thörichte Liebe zu und wollten bei einander sein bis in den Tod, und so gingen sie dem Gesange nach, der immer hinreißender und lieblicher tönte; ihre jüngste Schwester rief ihnen noch zuweilen, ihr zu folgen, aber sie hörten es nicht und ihr Schritt war stürzend immer schneller gegen den Gesang, als gingen sie einen Berg hinab.

Da fanden sie das Ufer und ein kleines schlechtes Schifflein ohne Schiffmann und Ruder, sie hatten die Arme unter einander verschlungen und setzten sich hinein; sie hörten den Gesang immer lieblicher, da kam die Flut und trieb das Schifflein auf das offene Meer. Nun wich der Nebel, und die

Stimme stieg aus den Wellen heraus, da hörten sie den Gesang immer lieblicher, aber auch ihrer Schwester Stimme hörten sie ängstlich von der Kapelle aus; denn diese stand hoch und sah sie mit Schrecken auf dem weiten Meere.

Da sie so gar traurig gegen das Meer zu klagte, wendete sich ein alter Schiffer zu ihr, der auch da gebetet hatte, und fragte sie, was sie erschrecke? Da er aber die zwei Jungfräulein, auf dem Kahne sah, sagte er: „O weh, sie sind verloren! Es ist mein Kahn, ich wohne auf jenem Felsen, in dessen Strudel der lockende Perlengeist wohnt, der bald als eine Jungfrau, bald als ein Jüngling erscheint, und die thörichten Weltkinder verschlingt. Ich fahre täglich herüber um hier zu beten, mein Ruder und Segel nehme ich mit in die Kapelle, wir wollen das Glöcklein recht anziehen, daß sie an Gott gedenken und beten.“ — Da zogen sie miteinander das Glöcklein an, daß es ängstlich hin und herschlug. Aber die Jungfrauen hörten nicht darauf, sie lauschten nur dem Gesange und riefen: „Kühl und lieblich ist die Luft, siehe, dort steigt der Sonnengott aus dem Ocean, o, des süßen Gesanges, der das Herz durchdringt!“[9] Nun begannen sie ihre Locken zu ordnen, weil es Tag ward, und waren ängstlich besorgt ihre Augen seien trübe, weil sie so frühe aufgestanden. „Du bist sehr blaß,“ sagte Eine zur Andern, und da färbten sie sich ihre Wangen mit falschem Rothe.

Da sahen sie vor sich zwei große Felsen und plötzlich tauchte ein schöner Jüngling aus der Flut, der die süßesten Lieder singend ihnen winkte. Er zog lange Perlenschnüre und Korallen aus den Wellen und spielte damit.

„Ach, die köstlichen Perlen!“ rief die Eine aus, — „o, der schöne Jüngling!“ die Andere.[10] Da fuhr ihr Schifflein wie ein Pfeil zwischen die Felsen hinein, kam in den Strudel und begann sich im Kreise zu drehen. Anfangs glaubten sie, es sei zur Lust, auch blies der Jüngling einen muntern Tanz dazu auf einer schimmernden Muschel; aber der Strudel drehte sich immer heftiger und riß das Schifflein mit den eitlen, weltliebenden Jungfrauen, unter schrecklichem Angstgeschrei hinab in seinen Schoos.[11] Mit großem Jammer hatte das Jungfräulein und der alte Schiffer das Schifflein der beiden Schwestern aus den Augen verloren. „Ach, lieber Schiffer,“ sprach sie, „wenn wir nur einen Kahn hätten, daß wir ihnen folgen könnten, vielleicht sind sie noch zu retten.“

„Hier ist kein Kahn als meiner, hier hält sich kein Fischer auf, und den

meinigen haben sie mitgenommen, und ich würde nun hinüberschwimmen müssen, was ich Alters halber nicht mehr leicht wage; ach, ich wollte den Kahn gern verschmerzen, wenn nur deine armen Schwestern nicht umgekommen wären!“ — „Ach!“ weinte die Jungfrau, „so sind sie denn verloren; hätte ich sie doch zurückgehalten, aber ich rief ihnen oft, und bat, da gaben sie mir schlimme Worte.“ — „Gott erbarme sich ihrer!“ sprach der Schiffer und sah in's Meer. „Sieh, dort treibt mein Kahn leer an's Ufer!“

Nun gingen sie beide von der Kapelle hinab in den Kahn und weinten bitterlich; die Jungfrau trug das Ruder, der Schiffer das Segel und als sie Alles angeordnet, sang der Schiffer ein frommes Lied, in welches die Jungfrau einstimmte.[12] Es erhob sich ein frischer Wind, das Segel schwoll und sie fuhren auf einem Umwege nach der Insel. Dort wollte die Jungfrau auf den kleinen Felsentreppen schnell über das Gesteine laufen, um nach ihren Schwesterlein zu suchen, aber der Schiffer hielt sie zurück und sprach: „Nein, meine Tochter, bleibe hier, denn du magst sie nicht erretten, und jenseits ist der Fels so schlüpfrig und der Gesang des Perlengeistes würde dich so verwirren, daß auch du leicht hinabstürztest.“ Da wollte sie mit aller Gewalt hin, bis ihr der Schiffsmann versprach, ihr bis auf den Abend ihre Schwestern zu zeigen. Da fragte sie ihn, wie er auf die Insel zu wohnen gekommen sei und was er hier treibe. Der Schiffer sagte, er sei hierher gezogen, die Unglücklichen, welche durch den verführerischen Gesang gelockt würden, zu warnen, die schon Untergehenden zum Gebete zu ermahnen, für die Verlorenen aber zu beten.[13]

„Wer hat dich aber zuerst hergeführt?“ sprach die Jungfrau. Und der alte Schiffer sagte: „Das ist eine gar traurige Geschichte, und ich will sie dir heute Abend erzählen, wenn ich dir deine Schwestern zeige.“ Darauf gingen sie in die kleine Hütte des Schiffers, die gar reinlich war. Die Jungfrau mußte Feuer machen, er holte seine Netze hervor und fing einige Fische, die sie dann brieten und freundlich mit einander aßen; ihre Teller aber und all ihr Küchengeräthe bestand aus mancherlei großen Muscheln und die ganze Wohnung schimmerte von dem bunten Perlmutter, das hie und da zu verschiedenem Gebrauche angebracht war.

„Habt Ihr diese Hütte gebaut?“ fragte die Jungfrau. „Nein,“ sprach der Schiffer, „der schöne Bettler hat sie gebaut.“

„Wer ist der?“ fragte sie.

„Er wohnte vor mir hier und ich will dir ihn heute Abend zeigen, wenn du deine Schwestern siehst.“

Dann ging der alte Schiffer in eine Kammer und brachte ein Buch heraus, dessen Decke auch von schimmernden Muschelplatten war, das schlug er auf und sprach: „Den letzten Theil dieses Buches, Gedichte, Lieder und Abbildungen der Sterne hat der schöne Bettler geschrieben während zehn Jahren, die er hier wohnte, das Buch selbst hat er hier gefunden, und war schon Vieles hineingeschrieben.“[14]

Da betrachtete die Jungfrau das Buch, nachdem sie dem Schiffer versichert, daß sie nicht lesen könne, denn sonst hätte er es ihr nicht erlaubt.

Und sie sah mit großer Verwunderung, daß mehrere der ersten Pergamentseiten des Buches oft halb von Perlmutter fest zusammen geschlossen waren, auch waren hie und da in der Schrift schimmernde feste Stellen, wie von zerflossenen Perlen. Da sie ihn fragte, was das sei, wiederholte er wieder: „Das will ich Alles erzählen, wenn du deine Schwestern siehst.“ Da schlug er ein Blatt auf und las: „Wenn der Abendstern über dem Meere leuchtet und man singt: „Ave maris stella,“ so müssen die Lieder des Perlengeistes verstummen, und kann man von dem äußersten Felsen ohne Gefahr in das Wasserschloß sehen, wo der Becher von Thule zwischen großen Platten von Bernstein eingewachsen ist; da sind viel Wunder zu schauen, aber wenn man dort die Unglücklichen nicht sieht, so muß man in die Herzkammer der steinernen Trauer gehen und leise die Decke des bitteren Brunnens erheben, wo man in die Kammer der Weinenden blicken kann.[15]

Da schloß er das Buch und gab es der Jungfrau zu halten. Sie setzten sich dann vor die Hütte und er lehrte sie das Lied.[16] Als die Jungfrau aber vor sich niedersah auf die glänzende Decke des Buches, auf welcher des Himmels Abbild schimmerte, rief sie plötzlich, nachdem sie das Lied ganz richtig nachgesprochen hatte: „Der Abendstern! der Abendstern!“ und blickte gegen Himmel. Zugleich sprang sie auf, und bat den Alten sie hinzuführen, wo sie ihre Schwestern sehen könnte.

Der Alte ging voran und führte sie auf manchen schlüpfrigen Pfad, durch Klippen und Felsen, die oft in bunten Farben schimmerten und wie Eis glatt waren und Beide sangen das Lied. Endlich kamen sie in ein altes Gemäuer, auf den äußersten Rand des Felsens gebaut, da hörten sie wie das Lied

des Perlengeistes vor ihnen verstummte und blickten durch ein hohes Fenster hinab in den Strudel. Der war ruhig und klar und ergoß zwischen den tausend zackigten Felsen ein mildes Licht.

Da sah sie den Becher von Thule zwischen zwei Bernsteinplatten aufrecht eingeklemmt, doch waren ihre Schwestern nicht zu sehen, nur sah sie den Schleier der ältesten an einer Felsenzacke hängen und es sagte der Schiffer: „So müssen wir sie im bitteren Brunnen suchen, welcher eine Kammer des Perlengeistes ist, denn er hat mancherlei Höhlen unter den Felsen.“[17] Das Fenster aber ist dasjenige, von welchem der König von Thule vor seinem Tode den Becher hinabwarf, den ihm seine Geliebte gegeben, wie in dem Buch steht. Nun will ich dich in die steinerne Trauer führen.

Und sie gingen links immer auf Felsen hin bis zu einer großen Klippe. Da hörten sie Bäche rauschen, und die Jungfrau sprach: „Ach Gott, mir graut, denn ich sehe den Felsen wie ein trauriges Antlitz an dem hellen Himmel abgezeichnet.“ Da sprach der Schiffer: „Sei ruhig, dies ist die steinerne Trauer, ein Felsen, der gleich einer liegenden, weinenden Jungfrau gestaltet ist; aus ihren Augen fließen Quellen, die du rauschen hörst, und hier ist das Gewölbe, ihre Herzkammer.“

Sie gingen in ein kleines Gewölbe und der Schiffer steckte eine Lampe an. Da die Jungfrau aber an den Wänden sich anhaltend voranging, stieß sie mit dem Antlitz an etwas Kaltes und da es Licht ward, sah sie vor sich das Bild einer sitzenden Jungfrau; auf ihrem Schooße lag ein todter Jüngling und Beide waren von einer dichten Masse verschmolzener Perlen überrindet, die aus der Jungfrau Augen wie Tropfstein niederwuchsen und sich über die Erde verbreitet hatten. „Das ist der schöne Bettler und seine Braut, die seinen Leichnam und sich mit ihren Thränen kristallisiert hat.[18] Aber jetzt hilf mir die Decke des Brunnens aufheben und dann setze dich still an seinen Rand und sehe hinab.“

Da hoben sie die Decke des bitteren Brunnens und unter dem Wasser saß eine große Menge Menschen, Männer und Frauen in einem Zirkel und hatten ein Becken vor sich und weinten. Da sah sie mit unendlichem Jammer auch ihre zwei Schwesterlein sitzen, die waren noch ganz frisch, die anderen Gestalten sahen alt aus, viele waren wie Fische mit Schuppen bedeckt und mit wildem Schilfhaar, darunter sah sie auch Herrn Peter von Stauffen-

berg sitzen, den die Meerfei getödtet hatte und Herr Regnard von Lusignan und viele Andere; die schauten alle nach ihren Schwesterlein. In der Mitte aber lag ein abscheulicher Wurm auf einer großen Muschel und schlief, aber keiner der Unglücklichen konnte schlafen, denn sie waren mit ihren Haaren in das Gestein gewachsen, und wenn sie mit dem Kopfe nickten, litten sie große Schmerzen.

So sah die Jungfrau lange hinab und weinte mit in ihren Schooß, der Schiffer aber ging hinaus und sah nach dem Gestirn und da er wiederkehrte sprach er: „Jetzt geh hinweg, denn ich muß den Brunnen schließen, weil ich sehe, daß ein Stern über dem Felsen stehet, der heißt Wermuth, von dem in der Offenbarung Johannis geschrieben ist, und wenn er senkrecht über dem Brunnen steht, da erwacht der Perlengeist.“[19]

Sie schlossen nun den Brunnen und da die Jungfrau in ihren Schooß blickte lag er voll Perlen, die hatte sie geweint. „Ach,“ sprach sie, „wie kommen diese Perlen in meinen Schooß?“ — „Das sind deine Thränen, die du aus Mitleid um deine Schwestern geweint hast; solche Thränen sind köstlicher wie Perlen und dadurch, daß du mit deinem Antlitz an das Bild der schönen Bettlerin gerühret, haben sie auch die Gestalt der Perlen erhalten und du kannst nun immer Perlen weinen und durch Kummer und Elend große weltliche Güter erwerben.“[20]

„Das will ich nicht,“ sprach das Jungfräulein, „ich will hier bei dir bleiben, aus den Perlen aber will ich einen Rosenkranz machen und ihn täglich für meine armen Schwestern beten, daß Gott sich ihrer erbarme.“ Der Schiffer lobte sie, und sie gingen nach Haus, es war schon Nacht, der Mond stand über dem Meere, die Quellen der steinernen Trauer[21] rauschten laut und wehklagend zwischen den Falten ihres Felsenkleides hinab und der Stern Wermuth ergoß einen bitteren Glanz zur Erde.

Als sie nach Haus kamen und den Rest der Fische von Mittag gegessen hatten, sprach die Jungfrau: „Nun sage mir die Geschichte des schönen Bettlers und seiner Braut und was mir sonst von der Insel zu wissen gut ist, denn ich will bei dir wohnen als deine Tochter und nach deinem Tode will ich wie du die Menschen hier warnen.“

„Es ist gut,“ sagte der Schiffer, daß jetzt zwei hier sind, so ist die Insel doch nie ohne einen Schutzengel, wenn ich hinüberfahre zu beten und die

Fische zu verkaufen. Daneben in der Kammer ist ein starkes Netz, in welchem eine Matte liegt, an der Decke ausgespannt, darin kannst du schlafen; oben an dem Dache aber ist eine Klappe, die du öffnen kannst, wenn du schlaflos liegst, von da aus kannst du die Sterne sehen und dann freudiger beten.“ Dann setzte er sich hin, schlug das Buch auf und las theils, theils erzählte er folgende Geschichte. Die Jungfrau aber zog sich mehrere ihrer blonden Haare aus, drehte sie in einen Faden und reihte ihre Thränen zu einem Rosenkranz.

„Liebe Tochter,“ sprach der alte Fischer, „was von dem Ursprung der Insel, von der Entstehung der Felsen und vielen wunderbaren andern Geschichten in diesem Buche steht, wage ich dir jetzt nicht zu erzählen, nur wenn du erst lange hier gewohnt hast und in Gebet und Tugend stark geworden bist. Denn du mußt wissen, der schöne Bettler selbst ist durch die Lieder, die es enthält, in seiner Tugend wankend geworden und in Sünde gestorben. Was aber darin steht, sind die Lieder des Perlengeistes, die einige starke Seelen, welche in früheren Zeiten hier gewohnt, ihm abgehorcht und in das Buch geschrieben haben, um durch den Inhalt derselben die Unglücklichen von ihrem Untergange abzuhalten.[22] Sie erzählen theils die Geschichte des Perlengeistes von der Sündfluth, theils die der Unglücklichen, die in seine Gefangenschaft gefallen sind und das ewige Leben um zeitliche Lust hingegeben haben. Du sahst sie im Brunnen sitzen und oft kürzen sie sich die jammervolle Zeit mit Erzählung ihrer Schuld. Der Perlengeist ist aber der Geist der weltlichen Eitelkeit und Liebe, der irdischen Freude und der sie begleitenden Trauer.[23] Alle Menschen die das Ewige und den Geist über der Zeit und dem Leibe vergessen, werden der immerwährenden Trauer hingegeben, und die da unten sitzen, müssen nur weinen und immer weinen, daß das Meer bitter werde, und so ernähren sie alles Gewürm und Ungeheuer des Meeres und sitzen in der Bitterkeit ihrer Thränen. Aber in aller Trauer ist etwas Göttliches, denn sie ist ein Streit gegen das, was der geistlichen oder leiblichen Vollkommenheit wehe thut und so gibt es mancherlei Thränen, jene, welche in der Strafe um den Schmerz fließen, sind bitter und gesalzen; also weinen die Unglücklichen die du sahest.“

Da brach die Jungfrau abermals in Thränen aus und die Thränen rollten auf den Tisch. „Ach, so ist denn keine Rettung für meine armen Schwestern?“

Der Schiffer fuhr fort und sagte: „Die Thränen aber eines liebevollen

Mitleids sind köstlich und verwandeln sich in Perlen, wie du siehst. Nun will ich dir aber sagen, welche die köstlichsten Thränen sind; es sind die Thränen der Andacht, welche fließen um das Leiden des Herrn, um die eigene Vollkommenheit, um die Sünde der Welt und um das Lamm, welches sie getragen. Diese Thränen werden von der Sonne aufgeküßt und morgens stehen sie als Perlen des Thaus segnend auf den Auen, sie mehren die Gnade des Herrn und seinen Segen."

„Nun will ich dir aber noch sagen, daß wohl eine Rettung für die Unglücklichen ist, denn wie alle Trauer etwas Göttliches in sich hat, so halten auch ihre Thränen eine Perle in sich, aber sie müssen oft gar lange weinen, bis sie diese Perlen weinen; wenn sie sich endlich selbst vergessen, wenn sie ihren Schmerz gering halten für ihre Thorheit und durch die Leiden ihrer Gesellen gerührt werden, dann hört ihre Empfindung auf und sie verwandeln sich in harte Muscheln in denen eine Perle fest verschlossen ist, und dies ist ihre Thräne des Mitleids. Nun bleibt mir noch dir zu sagen, wie Unrecht es ist, selbst den Thränen der edleren Trauer sich übermäßig zu überlassen, da diese Trauer doch immer ein Opfer ist, welches wir der Zeitlichkeit und ihrem Geschicke bringen und nicht ganz göttlichen Ausgangs und Eingangs; so liegt auch in den Perlen noch etwas Weltliches und kann manches Böse dadurch entstehen, denn sie werden oft der Schmuck eitler Frauen und buhlerischer Jungfrauen, sie sind eine Zierde irdischer Kronen und haben hohen Preis in den Augen niedriger Wucherer, die der Herr aus dem Tempel geworfen hat. So machen sie die Sünde, — oft aber auch werden sie zur Zierde heiliger Gewänder und Gefäße, zum Schmuck der Reliquien und der von frommer Kunst gebildeten Kreuze und Marienbilder gebraucht und so mehren sie die Andacht. Also hat der Herr diese Früchte der Weltlichkeit wieder der Freiheit der Menschen übergeben, denn er ist gerecht; und darum schließen die Muscheln sich so fest um die Perlen, und geben sie nur wenn man sie anbricht und tödtet, weil sie lieber sterben wollen als von Neuem Böses stiften, da sie seine Strafe, unendlichen Schmerz, fürchten, leiden sie seine Folge, die Vernichtung, und gehen über in die Materie. So sind sie aus einem Ebenbilde Gottes zurückgegangen in den wahren Stoff, weil sie sich von dem Schöpfer zur Creatur gewendet haben."[24]

„Von der steinernen Trauer aber will ich dir Folgendes erzählen: Sie war

ehe der Herr in seinem Zorne von der Erde die Menschen und Thiere vertilgt hat, eine herrliche Königin, ließ aber solchen Stolz in sich erwachsen, daß sie ihre Schönheit der göttlichen gleich pries, und ließ sich und ihren Kindern Opfer bringen; da trafen die Blitze Gottes ihre Kinder, und sie begann in unsäglichem Jammer zu weinen. Eine ihrer Töchter hatte sich früher einem bösen Geiste des Meeres verbunden; denn die Menschen hatten in Blindheit und Laster ihr göttliches Ziel aus den Augen verloren und alle Geschöpfe hatten sich untereinander verwirrt.“

„Da die unglückliche Königin alle ihre Kinder verloren hatte, lag sie weinend am Meere und flehte nach dieser ihrer Tochter, aber sie kehrte nicht zu ihr zurück, denn sie fürchtete die Blitze des Herrn. Da aber bald hierauf die Erde von der Wasserfluth gereinigt wurde, da war das ganze menschliche Geschlecht wieder in die Erde und das Gestein aufgelöst, und als Berge, Klippen und Quellen waren sie dem neuen Geschlechte unter wunderbaren Gestalten als warnende Bilder zurückgeblieben; so auch ist dieser Fels in Gestalt eines weinenden Weibes hervorgekommen. Ihre Tochter[25] aber wühlte unter den Steinen zu ihr herauf und hat den bitteren Brunnen unter dem Gewölbe in ihrer Herzkammer gebildet; sie aber liegt da als ein ewiges Denkmal weltlichen Stolzes und weltlichen Elends und aus ihren Augen rinnen zwei Quellen, die in's Meer fließen. Der Perlengeist ist aber ein Nachkomme dieser Königstochter und des sündlichen Geschlechts der irdischen Lust, gegen die wir ewig kämpfen müssen, um als Sieger das ewige Leben zu erringen; denn nach dem Fall des ersten Menschen ist Kampf das Loos Aller, denn der Herr sprach: ‚Du sollst dein Brod im Schweiße deines Angesichts gewinnen.‘ Er[26] erscheint aber bald als ein Weib, bald als ein Jüngling und zieht durch seine liebliche Musik die Menschen zu sich hinab in's Verderben; oft auch hat er sich als eine liebliche Jungfrau in heimliche Ehe auf Erden begeben und edle Männer mit weltlicher Liebe und Treue und großen Glücksgütern von dem rechten Wege scheinheilig[27] abgeführt.“

„Wenn sich ihr Gatte aber gesammelt und zu wissen begehrt wer sie sei, hat sie denselben verlassen und seinen baldigen Tod verursacht. So sitzt Herr Raimund von Poitou, Herr Peter Dinnering von Stauffenberg im bitteren Brunnen, von dem Perlengeiste als Melusine betrogen. Auch ein armer Schiffer[28] weint da unten, den sie hinabgelockt mit schönen Lügen; und den König

von Thule, der vor langer Zeit hier ein Schloß gehabt, kannst du auch in dem Brunnen sehen und sein Lied singen hören. Er hat lange mit einer schönen, unbekannten Jungfrau in unordentlicher Liebe gelebt; da er aber in sie gedrungen ihren Namen zu nennen, ist sie vor Gram gestorben und gab ihm einen goldenen Becher, den er nun über alles liebte, und so hat sie ihn noch nach ihrem Verschwinden bis an sein Ende verstrickt.“[29]

„Da er nun sterben wollte, mußte er hierher, wo er sie zuerst gefunden, und warf vor seinem Tode den goldenen Becher hinunter in die Fluth, wo du ihn gesehen; er selbst aber ließ sich in ein Felsengrab legen, das nicht mehr gefunden wird, da es der Geist unterwühlt hat.“

„Und nun will ich von dem schönen Bettler sagen: Drüben am Ufer lebte einst ein armer Schiffer; er war sehr arm, doch arbeitsam und lebte vergnügt, hatte nur einen Kummer und das war sein Sohn. Dieser war ein wunderschöner Jüngling, auch fromm und tugendsam, aber er wollte nie mit seinem Vater fischen; er warf ihm sogar die gefangenen Fische oft wieder ins Wasser, und wenn ihn der Vater darum strafte, so sagte er: ‚Das will ich gerne leiden, wenn nur die armen Fische wieder glücklich sind.‘ So bezeigte er ein seltsames Mitleid gegen alle Thiere und wollte überhaupt kein Gewerbe ergreifen; er hütete die Schafe auf den Hügeln, am liebsten aber die Gänse am Meer, denn wenn er ein Schaf dem Fleischer abliefern sollte, so weinte er wie ein Kind, und einmal, da er wußte, morgen würden viele seiner wollichten Freunde zum Tode geführt werden, führte er während der Nacht die ganze Heerde auf ein einsames Gebirg um sie zu retten, so daß man ihn dieses Amtes entsetzen mußte.“

„Der Vater hielt ihm seine Thorheit mit harten Worten vor und bat ihn, die Schwäne, Gänse und Enten am Meeresstrande mit mehr Menschenverstand zu hüten, und mit Vergnügen übernahm er sein neues Amt, denn er liebte sehr im Meere herumzuschwimmen und das that er nun mit seinen Freunden um die Wette. Aber da sein Vater nun sah, daß er immer im Wasser lag, bat er ihn herzlich, nie darin zu schwimmen ohne Gott vorher anzurufen, denn, sagte er, ich bin einst in großes Unglück dadurch gerathen.“

„Der Jüngling war so schön, daß man ihn nicht ohne große Liebe ansehen konnte, und wer ihn sah, der dankte Gott für seinen Anblick und bedauerte nur, daß er sich zu keinem Geschäfte schicken wollte. Er aber bekümmerte sich

um Nichts, war stolz und nahm kein Geschenk an; auch war er eigentlich nicht faul, denn er war in beständiger Arbeit mit seinen Gedanken, nur that er nichts von dem, was man so unter den Leuten Arbeiten nennt. Er flocht sich ein künstliches Schilfhaus, schnitt sich Flöten und blies sie auf die lieblichste Art; oft lag er ganze Nächte unter freiem Himmel und sah die Sterne an, deren stiller Glanz und Wandel ihn erfreute. Auch erfand er reizende Lieder und sang sie mit entzückender Stimme. Kräuter, Steine und Muscheln betrachtete er mit großer Aufmerksamkeit und machte sich wundersame Gedanken darüber und legte sie oft in geordnete Bilder, wie er die Sterne am Himmel sah."

„So war er bereits achtzehn Jahre alt geworden und konnte noch nicht lesen und schreiben, aber seine Religion hatte er sehr gut im Gedächtniß und im Herzen; denn wenn er am Meere saß vor Tagesanbruch, kam ein alter Einsiedler von der Insel nach jener Kapelle gefahren, wo du mich heute fandest, mit dem hatte er Freundschaft geschlossen und dieser unterrichtete ihn mündlich in Allem, wenn sie in der Kapelle gebetet hatten."

„Sein Vater aber war gar alt und fühlte sein Stündlein nahen. Da rief er seinen Sohn an sein Lager, um mit ihm nochmals vor seinem Ende herzlich zu reden." — Hier unterbrach sich der Schiffer und sagte zu der Jungfrau, welche gar aufmerksam zuhörte: „Komm mit mir an's Fenster."

Da zeigte er ihr, nach der Meerseite hinaus, in der Ferne ein Licht und sprach: „Sieh', dort wo das Licht scheint, liegt auf einer Insel ein Schloß, das gehörte einst mein, dort wohnte mein Weib und meine Tochter!" Dabei flossen ihm einige Thränen aus den Augen, die auch Perlen waren. Darauf machte er den Laden zu und gab der Jungfrau die Perlen mit den Worten: „Reihe diese Perlen auch in den Rosenkranz und bete sie immer zum Heile meiner Seele, wenn ich nicht mehr bin. — Ich habe lange nicht da hinaus gesehen, lange nicht von den Meinigen geredet, und will es auch nie mehr thun, wenn ich dir die Geschichte erzählt habe." Dann fuhr er fort.

„Ich kannte den alten Fischer gar wohl; er fuhr mich oft nach dem Schlosse zurück, wenn ich auf dem festen Land gewesen war, und da ich einst Frau und Kind gesegnet hatte, um eine Fahrt in's heilige Land zu thun, kam ich Morgens zu seiner Hütte, auch von ihm Abschied zu nehmen und ihn zu bitten, manchmal die Meinigen in meiner Abwesenheit zum Guten zu ermahnen. Als ich aber hereintrat, wollte der Alte gerade sterben und der schöne Bettler

kniete vor seinem Lager. — Der Vater unterbrach seine Ermahnungen an seinen Sohn, der kein Wort redete und nahm im wahren Sinn Abschied von mir. Dann fuhr er in seiner Rede an seinen Sohn fort und sprach ihm besonders wegen seines Müßiggangs in die Seele und vor Allem stellte er ihm seine Schönheit vor und die Gefahr, die er laufe in weltlicher Liebe zu Grunde zu gehen. ‚O mein Sohn, verweile nie ohne Geschäft, zu bloßer Lust in den Wellen dieses Meeres, denn dort drüben wohnt in den Klippen eine Sirene, die weltliche Lust und Liebe, die dich hinabziehen kann mit ihrem süßen Gesang in den Strudel der ewigen Trauer.‘

„Da begann der Sohn und sprach mit einer wunderbaren Begeisterung und mit einer rührenden Weisheit, zu meiner und des Vaters Verwunderung, denn wir hatten ihn, wie alle Welt, für einen thörichten Menschen gehalten: ‚Theurer Vater,‘ sprach er: ‚Ihr brechet das Siegel meiner Lippen, denn Ihr brechet mein Herz. O, fasset die wenigen Minuten Eures Lebens Euch mit Eurem Gotte auszusöhnen und nehmet den einzigen Dank den ich Euch für all' Eure Liebe geben kann, nehmet die Versicherung mit in Euer Grab, daß Euer Sohn nicht als eine Beute seiner Thorheit zurückbleibt, denn erfahret aus meinen Worten, daß ich gedacht habe und in der Seele gearbeitet, obgleich Ihr und das Volk mich nur den müßigen Thoren nanntet.‘ Und nun begann er auf eine so erquickliche Weise seinem sterbenden Vater von der Ewigkeit, von Gott und dessen Barmherzigkeit zu reden, daß der Alte und ich in Thränen zerflossen. Er war aber ernst und freudig wie ein Engel. Da er seinen Vater gar sehr bewegte, sprach dieser: ‚O mein Gott, wie herrlich ist dein Todesengel!‘ Da ward der Alte unruhig und schien etwas Schweres auf dem Herzen zu haben, aber die Sprache fehlte ihm; da ergriff sein Sohn das Saitenspiel, das er sich selbst über eine Muschel gespannt hatte, und sang ein wunderbares beruhigendes Lied, daß sein Vater ruhig sterben möchte. Dieser sah ihn nochmals sehr wehmüthig an, und stammelte das Wort: ‚Sirene.‘ Der Sohn küßte ihn und weinte nicht. Da umarmte ich diesen Menschen und fragte ihn ob er mich auf meiner Reise begleiten wolle. Er sprach aber: ‚Gestern hätte ich es gethan, doch jetzt will ich beten.‘ Als ich ihm einen Beutel mit Geld geben wollte, sprach er unmuthig: ‚Soll ich hier bei dem Tode für mein Leben sorgen?‘ Und als ich sagte: ‚Morgen willst du aber leben?‘ Da sprach er stolz: ‚Ich will betteln!‘ und verließ mich, worauf ich das Geld in den Ka-

sten seines Vaters legte, damit er es als sein Erbe ansehen möchte, und mich nach dem Hafen begab, wo mich die Schiffer längst erwarteten.“

„Da sein Vater begraben wurde, gingen viele arme Leute, seine ehemaligen Freunde und Standesgenossen mit dem Zuge, und der Sohn hielt eine Rede an seinem Grabe, die Alle die alten Leute in Verwunderung setzte. Nachher lud er sie sämmtlich in seine Hütte ein und verschenkte das wenige Geräthe was sein Vater zurückgelassen hatte und bat sie, des Verstorbenen dabei zu gedenken; auch sogar die Thüren und Fenster waren vor seiner Freigebigkeit nicht sicher, und nachdem nichts Bewegliches mehr übrig war, begab er sich an das Meer und stürzte sich fröhlich hinein. Noch sahen die Beschenkten mit stummer Verwunderung ihm nach, wie er fortschwamm, als hinter ihnen die Hütte in Flammen aufging; denn er hatte Feuer in das Strohdach gelegt. Dann kehrten sie in die Stadt zurück und erzählten wie der müssige Thor sich ertränkt habe. Mit leichter Mühe gelangte der rasche Schwimmer auf diesen Felsen zu seinem Freunde dem Einsiedler, aber in den Wellen gedachte er ernstlich der Ermahnung seines Vaters und betete ernstlich, daß er nicht in den Strudel kommen möge. Nun verließ er die Insel nicht mehr und genoß einige Jahre den Unterricht des Einsiedlers, niemals aber ließ ihn dieser an jenen Rand der Klippe, wo sich der Geist aufhält, weil er ihn noch nicht für stark genug hielt, dessen Lieder zu ertragen.“

„Während dieser Zeit schwamm er oft hinüber an's feste Land, für sich und den Einsiedler zu betteln, aber nie kam er vor die Hütten Jener, an welche er seine Habe verschenkt hatte. Er begehrte auch nie mit demüthigem Flehen, sondern mit einer so edlen Ruhe, daß ihm Jedermann gerne gab, ja, man erwartete ihn, man ging ihm entgegen, seiner großen Schönheit wegen, und nun hieß er allgemein der schöne Bettler. Der Einsiedler ging nun nicht mehr nach dem festen Lande in die Kapelle; denn der schöne Bettler richtete ihm ein Kreuz und einen Altar in einer Grotte auf, die ich dir morgen zeigen will. Da er diesen Betort fertig hatte, fehlte ihm nur noch ein Kelch, denn der Einsiedler war ein Priester. Und da derselbe ihm von dem Becher von Thule gesprochen hatte, so konnte der Jüngling der Versuchung nicht wiederstehen, als der Alte entschlafen war, sich hin nach den Ruinen zu begeben, zu denen ich dich geführt habe, um zu sehen, ob er den Becher nicht erhalten könne.[30] Kaum aber hatte er sich dem alten Fenster genähert, und zwar mit seinem Saiten-

spiele in der Hand, als vor ihm ein wunderschönes Weib aus der Fluth tauchte und mit allen Zauberkräften des Gesanges und der Geberde ihn berücken wollte; er aber ließ sich nicht stören, sondern begann mit seiner nicht minder herrlichen Kunst ihren Liedern und ihrem Begehren Hohn zu singen. Da begann der Geist gar kläglich zu thun, und mit rührenden Geberden ihn anzureden: ‚Was begehrst du von mir, daß du mich verspottest?‘ Da erwiederte der schöne Bettler: ‚Ich begehre den Becher, der hier unten liegt.‘[51]

„Da sprach der Geist: ‚Gib du mir den Ring dafür, den du am Finger trägst, so sollst du den Becher haben.‘

„Der schöne Bettler wollte den Ring nicht geben, denn sein Vater hatte ihn getragen. Er sagte dies: ‚O mein Sohn, erwiederte der Geist, willst du deiner Mutter den Trauring nicht wiedergeben?‘

„Wenn dem so ist,“ sprach er da, ‚so sei verflucht die Minute die ich ihn länger am Finger trage, gib den Becher, hier ist der Ring!‘

„Er warf ihn hinab, aber der Geist verfluchte ihn und gab ihm den Becher nicht. Da erzürnte der Bettler und faßte eine ganze Wand der Ruine in seinem Zorne und stieß sie hinab auf das Gespenst, daß das Wasser in die Höhe schlug. Mit großem Unwillen kehrte er nun zurück, und trocknete sich die Wangen ab, denn die Wellen hatten ihn bespritzt. Plötzlich aber blieb er stehen und dachte daran, daß sein Vater ihm nie von seiner Mutter geredet, daß er ihn immer so geheimnißvoll vor jenem Strudel gewarnt, daß er noch sterbend ihm das Wort: „Sirene!“ zugerufen. Da ward er sehr traurig und ging in die Grotte an den Altar und betete unter heftigen Thränen für seinen Vater und flehte zu Gott um Stärke, gegen die Lockungen seiner Mutter zu kämpfen.“[52]

„Nach einem Jahre starb der Einsiedler und der Bettler begrub ihn in die Kapelle. Nun begann dem Zurückgebliebenen eine ganz neue Ordnung. Der Einsiedler hatte die Art, wie noch ich sie habe, unglückliche Verirrte zu warnen, und die Gewohnheit, wenn er ein Schifflein oder einen Schwimmer nahen sah, denselben entgegenzufahren, um sie zurückzulenken; der Jüngling dagegen setzte sich mit seinem Saitenspiele an's Ufer und vernichtete mit unaussprechlicher Kunst die lockenden Lieder der Sirene und man könnte sagen, daß wo die Thorheit der Verirrten zu groß war um das Rechte zu erwählen, er dieselben zum Guten nöthigte; auch vermied er nicht dem Wasser-

geiste zu begegnen, ja er war so voll stolzer Zuversicht, daß er ihm rief und mit ihm sprach, ja ihn wohl gar durch seine Gesänge selbst zu bekehren suchte."

„So lebte der Bettler lange und stiftete viel Gutes, aber es entstand in seiner Seele eine unendliche Wißbegierde, den ganzen Ursprung des Bösen zu erforschen um es gründlich bekämpfen zu können, und dabei fühlte er nicht, daß er von der Demuth schon weit entfernt war."[33]

„Er begab sich nun oft in die Herzkammer der steinernen Trauer, deckte den bitteren Brunnen auf und lauschte auf die Gesänge der Verlorenen, ja er meißelte sich in den Felsen dort ein geräumiges Lager, wo er ganze Nächte lag und lauschte, statt daß er sie wie früher in dem Netze, welches ich dir heute als Schlafstelle anwies, verschlummert und dem Gesange der Sphären zugehört hätte. Als er sein Lager dort erweitern wollte, fand er das Buch in einer Oeffnung des Felsens verschlossen. Freudig lief er damit nach der Hütte, betrachtete die schimmernden Decken und da er es öffnete bedauerte er zum ersten Male nicht lesen zu können."

„Viele Blätter, mit den heidnischen Sternbildern bezeichnet, welche mit wunderbaren, schimmernden Farben ausgeführt waren, zogen ihn besonders an; dann fand er zwischen dem Geschriebenen unzählige Bilder von mancherlei Geschichten, Könige, Ritter und Jungfrauen von so fremder Gestalt und Tracht und in so lieblich bedeutsamen Stellungen, daß er den ganzen Tag über dem Buche saß, als ihm plötzlich einfiel, daß er noch gar nicht auf der Wache gewesen sei;[34] er verschloß daher sein Buch so sorgsam er konnte und eilte nach der Ruine, Kaum war er dort angekommen, als der Wassergeist sehr bestürzt und traurig erschien und ihn fragte, ob er ihm nicht ein Buch entwendet habe? ‚Ja,' sagte der Bettler, ‚ich habe ein Buch gefunden, welches wahrscheinlich der Einsiedler zurückließ, und du, Lügengeist, dir gerne zueignen möchtest.'

‚Ach', klagte die Sirene, ‚dies Buch ist das edelste Kleinod das ich besaß, es ist die Chronik meines ganzen Stammes, und steht darin meine Natur und mein Kalender, all meine Kunst und Wissenschaft, die Geschichte aller Jener, die sich mir ergaben, meine Lieder und der Geburtstag meiner Kinder.' — „Wenn ich das Blatt finde worauf das letzte steht," sprach der Bettler zornig, „so will ich es zerreißen und dir wiedergeben."

„Der Geist flehte noch lange, der Bettler aber sprach: ‚Ich nehme das

Buch für meinen Ring, den du mir abgeschwätzt hast; ich will deine Geschichte studieren und dir dann Anmerkungen dazu machen und ein Register, das dich so peinigen soll, daß die ganze Geschichte zu Ende kommt.' Und damit entfernte er sich. Nun lächelte der Geist, für sich, denn die Schlinge zu des Bettlers Verderben war gelegt."

„Da er nach Haus kam, schlug er gleich das Buch wieder auf und sein Verlangen darin lesen zu können wuchs ungemein; doch wer sollte es ihn lehren? Nach der Stadt wagte er mit diesem Schatze nicht zu gehen, weil er fürchtete, er möge ihm geraubt werden, er warf also seine Augen nach jenem Inselschlosse wo er vorher nie gewesen war. Er nahm sein Saitenspiel mit und schwamm hinüber. Die Jungfrau des Schlosses befand sich in einem Garten. Der schöne Bettler ging ruhig auf sie zu; seine Schönheit hatte die Jungfrau betroffen, sie hatte nie einen Mann gesehen außer ihrem Vater, der abwesend war, und einigen Dienern. Sie fragte ihn, was er wolle; er bettelte Brod und Obst. Sie eilte es ihm zu bringen und bebte wenn sie ihn anschaute. Dann fragte sie ihn über seine Heimath und warum er bettele. Er sprach aber nur wenig und bat sie ihm zu sagen, ob Niemand auf der Insel wohne, der ihn lesen und schreiben lehren könne. Die Jungfrau sprach: ‚Hier ist Niemand der es kann als ich, aber ob ich es lehren kann, weiß ich nicht.'

„Der Bettler antwortete: ‚Hier kann es mir auch nicht helfen, denn ich kann das Buch nicht mitbringen, das ich lesen möchte.' Und nun beschrieb er ihr das Buch; — da gerieth die Jungfrau in ein seltsames Entzücken, und als er ihr einige Lieder sang, die sein Vater immer gesungen hatte, mußte er weinen, und als sie sah, daß er Perlen weinte, wurde sie ganz wie bezaubert für ihn.

„Er aber bat sie, ihn doch lesen und schreiben zu lehren, sie solle nachdenken, wie das zu machen sei, morgen werde er wieder kommen — und so stürzte er sich in das Meer und kehrte zurück."

„Für die Jungfrau war nun alle Ruhe verloren, sie konnte nicht leben und nicht sterben, so heftig hatte das Wesen des schönen Bettlers sie entzündet und als er am folgenden Tage wiederkam, versprach sie durch die Wellen ihm zu folgen, wenn er harren wolle bis ihre Mutter zu Bette sei. Der Bettler harrte, die Jungfrau traf einige Vorkehrungen und schwamm mit dem Jüngling hinüber. Kaum war sie in seiner Hütte und kaum hatte er ein prasselndes Feuer angezündet, als er sogleich auch das Buch aufschlug und ihren Unter-

richt begehrte. Die unglückliche Jungfrau konnte noch kaum von ihrem ganzen Beginnen, von ihrer Leidenschaft, von ihrem Verbrechen an ihrer Mutter zu Sinnen kommen, als sie ihn schon unterrichten mußte. Er lernte mit unendlichem Fleiße und sie lehrte ihn die Buchstaben kennen. Dann mußte sie ihm noch eine Geschichte aus dem Buche lesen. Er dankte ihr, bewirthete sie so gut als er konnte und führte sie wieder hinab an das Ufer und durch die Wellen zurück. Da sagte sie ihm, daß er sie so oft holen könne, als er eine Flamme an der Gegend des Ufers gewahr werde, wo sie heute gelandet; aber ihre Liebe hatte sie nicht gewagt ihm zu gestehen."

„Am folgenden Morgen stand der Jüngling früh auf und beging den ersten Mord, er schnitzte einen Bogen und schoß einen Seevogel, um eine Feder zum Schreiben zu haben; mit dem Blute des Vogels begann er die Buchstaben die er kannte, nachzumalen.[55] Abends, sobald es dunkel wurde, sah er nach der Flamme und holte seine Lehrerin; sie kam ihm schon in den Wellen entgegen, und da sie bemerkte, daß er still für sich redete, fragte sie ihn, warum er das thue?"

„In diesem Gewässer, sprach er, dürfe man nicht sein ohne zu beten. Da sagte sie: ‚Ach, Lieber, wenn du nicht betetest, dann glaubte ich, du wärest der Wassergeist selbst.'

„Sie lasen wiederum; die Geschichten waren wunderbar süß und giftig;[56] dem Bettler waren sie nicht gefährlich, denn er war lauter Nachsinnen, aber die Jungfrau lehrte ihr eigenes Verderben."

„Bald kam sie allein geschwommen, wenn er ihr eine Lampe am Ufer aufrichtete und der Bettler konnte bereits lesen und schrieb nun auch seine eigenen Gesänge in das Buch; auch malte er sich die Sternbilder anders und nach seiner Weise."

„Die Liebe der unglücklichen Jungfrau stieg mit jedem Tage wo sie ihn wiedersah, aber sie wagte nie es ihm zu sagen, da es ihm so fern schien, ihre Neigung auch nur zu vermuthen. Da sie nun einst zu ihm kam und ihn nicht in der Hütte fand, schrieb sie das Geständniß ihrer Liebe in das Buch und zwar in Form einer Weissagung, daß eine Jungfrau von hohem Stande mit Lebensgefahr ihn lieben und an dieser Liebe sterben werde, wenn er sich ihrer nicht erbarmte, und sie kehrte darauf allein zurück. Aus Schüchternheit hatte sie diese Worte an eine Stelle geschrieben, wo er sie nicht sogleich bemerkte;

den folgenden Tag steckte er seine Lampe aus, die Sirene aber bereitete einen Nebel um die Insel und die Jungfrau konnte das Licht nicht sehen und war sehr traurig nicht gerufen zu sein."

„Als sie nun den folgenden Tag auch nicht kam, schwamm er hinüber, aber an dem Ufer fand er viele Menschen beschäftigt im Wasser zu suchen und da er fragte, hörte er den Jammer der Menschen, daß die Jungfrau des Schlosses vermißt werde und man fürchte, daß sie ertrunken sei."

„Wie ein Pfeil kehrte er zu den Klippen zurück, suchte rings am Strande und fand sie zu den Füßen der steinernen Trauer mit gefaltenen Händen todt von der Flut ausgeworfen. Er trug sie in die Felsenkammer und ergriff alle Mittel sie zu beleben, endlich fiel ihm ein, daß in dem Buche mancherlei Arzneien stünden; er eilte nach Haus und suchte, und fand das Geständniß ihrer Liebe. Er nahm das Buch und eilte wieder zu ihr in die Höhle und nachdem er ihre Hand auf die Stelle gelegt, flossen als Betheuerung einige Perlenthränen aus ihren Augen. Eine unermeßliche Trauer ergriff ihn, da hörte er im bitteren Brunnen singen:

Eile, eile hin nach Thule,
Suche auf des Meeres Grund
Jenen Becher! Deine Buhle
Trinkt sich nur aus ihm gesund.

Er eilte nun hin nach dem Strudel und war auf dem Punkte sich hinabzustürzen, als sich ihm der Geist zeigte: ‚Willst du mir mein Buch noch nicht wiedergeben?' sprach er hohnlächelnd. ‚O hätte ich es nie genommen!' erwiederte der Jüngling, ‚gib mir den Becher, daß ich die Jungfrau wieder zum Leben bringe.'

„Ja,' sagte der Geist, ‚wenn du mit ihr zu mir herabkommen willst, so will ich dich als meinen Sohn aufnehmen. Beuge dich nieder, daß ich dir den Becher gebe.'

„Der Jüngling beugte sich und der Geist schlug ihm mit dem Becher so heftig an die Stirne, daß sein Blut niederträufelte. Er taumelte zurück und da er zu der Leiche kam, nahm er dieselbe auf seinen Schooß und weinte, und auf der Jungfrau lag das Buch aufgeschlagen, wo sie hingeschrieben hatte, daß sie ihn liebte, und wie er so auf das Buch niederweinte, sah er Zeilen zwischen den anderen erscheinen, da stand sein ganzes Geschick geschrieben und

daß der Geist ein falsches Licht im Meere gemacht habe, nach welchem die Jungfrau geschwommen und ertrunken; da weinte er immer mehr und ritzte sich die Adern auf und schrieb ein kurzes Lied von seinem Untergang, warnte vor dem Geiste, und weinte immer in unsäglicher Betrübniß bis er in der Herzkammer der steinernen Trauer sich und seine Geliebte also in Thränen verhärtet hatte, wie du gesehen.

„So ist die Geschichte des schönen Bettlers und — meiner Tochter."

„Da ich als Pilger aus dem heiligen Land zurückkam, fand ich mein Weib todt, sie war aus Kummer über meine Tochter gestorben. Das Schloß war in den Händen meiner Verwandten und so gab ich mich auch nicht zu erkennen, sondern zog mich auf die Insel zurück, um hier meine Tage zu beschließen. Erst nachdem ich lange hier gewohnt, entdeckte ich die beiden Unglücklichen."

Da ward der alte Schiffer gar still; die Jungfrau aber begann den Rosenkranz den sie vollendet hatte, laut und von Herzensgrund zu beten und er antwortete ihrem Gebete.

So lebten sie eine lange Zeit miteinander und täglich ging die Jungfrau an den bitteren Brunnen und sah ihre Schwestern und betete und weinte so lange, bis sie einen großen Schatz von Perlen hatte, den gab sie dem Schiffer und bat ihn ein Kloster auf den Felsen bauen zu lassen. Als das Kloster fertig war, zu Ehren der büßenden Magdalena auf dem einen Felsen, ward die Jungfrau Aebtissin darin, auf dem anderen erbaute der Fischer ein Mönchskloster zur Ehren der schmerzhaften Maria, und so lag der Strudel des Perlengeistes zwischen diesen beiden christlichen Castellen und alle Männer und Frauen dieser Klöster sind Gerettete aus dem Strudel der Welt und leben noch fromm, indeß ihre Stifter längst im Rufe der Heiligkeit zu Gott gegangen sind. Da sie aber starben, befahlen sie, daß man ihre Leichname in die Herzkammer der steinernen Trauer tragen und nachdem sie dort einige Tage gestanden, beerdigen solle.

Unter großer Trauer trugen die Mönche den alten Schiffer und die Nonnen die Jungfrau in die Grotte und knieten davor nieder mit beten und singen bis zur Nacht, da nur ein Einziger zurückblieb am Eingang zu wachen. Um die zwölfte Stunde hörte dieser ein wunderbares Geräusch und sah die Grotte von Menschen erfüllt; er sah die zwei thörichten Jungfrauen aus dem

Brunnen steigen und bei der Leiche ihrer Schwester niederknieen. Die Geliebte des schönen Bettlers stand auf und kniete vor ihrem Vater nieder, auch der Jüngling erhob sich und schlug dreimal in sein Saitenspiel, da stiegen aus dem Brunnen Raimund von Poitiers und der Stauffenberger; sie trugen den König von Thule auf ihren Schultern, der einen langen silbernen Bart hatte; dann folgte ein Schiffer und unzählige Andere, wie sie in dem Buche abgebildet zu sehen sind. Sie versammelten sich Alle und redeten kein Wort und bewegten sich wenig, nur der Bettler schlug heftige Schläge in die Saiten; da rührete es sich gewaltig in den Felsenadern der steinernen Trauer, sie wollte sich aufrichten, das Gewölbe zerbrach, der Bettler zog voran, die Geister ergriffen die Leichen der Verstorbenen und so zogen sie durch die Oeffnung des Felsens hinaus um die Insel herum und dann fort über die Wellen hin, wo sich eine Wolke in der Gestalt eines Schiffes niedergelassen hatte, das sie bestiegen und verschwanden.[37]

Indeß war ein Stern senkrecht über den bitteren Brunnen gekommen und schien durch die Oeffnung gerade hinunter; er brannte wie eine Fackel und fiel in den Brunnen hinab und sein Name ist Wermuth; da ward der Brunnen und das Meer also bitter, daß der Geist mit Wehklagen aus diesen Gegenden entfloh.

Anmerkungen.

Anmerkung zum Vorwort.

Leider ist auch in der alten Fassung die Chronika Fragment geblieben. Was die Erzählung im Sinne ihres Dichters werden sollte, bedeutet er uns in der kurzen Einleitung zu der zweiten Bearbeitung. Sie „sollte nur die Einfassung mehrerer schöner altdeutscher Erzählungen sein, die sie mit mancherlei Ereignissen aus dem Zusammenleben des alten Ritter Veltlin von Thürlingen und seiner drei Töchter unterbricht, mit deren Versorgung und der Abreise des Erzählers sie schließt.“ Grundgewebe der Chronika also sollte die Wiedergabe dessen sein, was der fahrende Schüler in Straßburg erlebt, resp. der Aufzeichnung werth erachtet, mit anderen Worten, nicht Johannes, sondern der Ritter und seine Töchter in erster Linie sollten die Hauptpersonen der Erzählung abgeben. Wie wenig von diesem eigentlichen Stoff in dem ersten gedruckten Bruchstück enthalten ist, dürfen wir hier als bekannt voraussetzen; was wir dort lesen, ist wesentlich die Jugendgeschichte des Schülers und auch diese nur halb; von der möglichen Verwicklung des obenbezeichneten Hauptthema's finden wir auch nicht den leisesten Ansatz.

Brentano selbst mag bei seiner zweiten Bearbeitung des Stoffes den ersten Grundplan schon vergessen oder geändert haben, sonst würde er schwerlich von den drei Töchtern des Ritters und von der Abfahrt des Schülers sprechen. Die sachliche Skizze des ersten Entwurfes ist nämlich folgende: Johannes, der fahrende Schüler, wird vom Ritter Veltlin aufgenommen und zum ständigen Schreiber und Vorleser desselben ernannt. Am ersten Morgen des Zusammenseins theilt der Schüler dem Ritter die Geschichte seines Ursprungs mit, wie auch er der Sohn eines Ritters sei u. s. w. Während der Lesung treten vier Jungfrauen in den Garten und werden dem Schüler als die „Kinder“ des Ritters vorgestellt, obgleich bloß zwei von ihnen, Ottilia und Gundelindis, seine leiblichen Töchter sind. Die dritte, Pelagia, ist ein Waisenkind, das Veltlin von seiner Kreuzfahrt aus dem Orient mitgebracht und an Kindesstatt angenommen hat. Gleichfalls adoptirt ist das vierte Mädchen, Athala, die Milchschwester Gundelindis. Während der Dichter uns diese Personen vorführt, weiß er in der geschicktesten und mannigfaltigsten Weise auch sofort anzudeuten, welche Rolle dieselben in der Erzählung zu spielen haben und eröffnet dem geübteren Auge einen reichen Ausblick in den ferneren Verlauf der Geschichte, ihren inneren Organismus und poetischen Horizont. Die Chronika sollte eben kein Intriguenstück oder moderner Liebesroman, sondern ein Cyclus von Charakter- und Stimmungsbildern geworden sein, denen sich dann als didaktisches Element an geeigneten Stellen die oben genannten „altdeutschen Erzählungen“ und Parabeln eingereiht hätten. Die ältere Fassung gibt davon sowohl im Verlaufe der Handlung als auch in der angehängten Parabel das beste Beispiel, wenn diese Parabel auch vom altdeutschen Charakter keine Spur aufweist. In den Charakteren der Jungfrauen aber begegnen wir wiederum einer rührenden Variation jenes Grundmotivs, das sich durch die drei Hauptschöpfungen des Dichters: „Chronika“, „Gründung Prags“ und „Romanzen vom Rosenkranz“, hindurchzieht und in einfachster Formel auf die

drei Hauptrichtungen der Seelen zurück zu führen ist. So erhalten wir das jeweilige Dreigestirn: „Rosarosa, Rosadora, Rosablanka; die Drillingstöchter des Krokus, und die uns hauptsächlich beschäftigenden Kinder Veltlins. Wir sagen absichtlich „Dreigestirn“ auch für den letzteren Fall; denn wie Athala und Pelagia beide nur Adoptivtöchter, so sind sie beide auch Ausdruck der zwischen den beiden festen Polen menschlichen Strebens schwankenden Gesinnung. In den wunderbar leidenschaftlichen Romanzen vom Rosenkranz tritt uns in Rosarosa die ernste, durch Versuchung und Kampf zum Sieg gelangte Unschuld entgegen, wie sie bereits zum Himmel zu schweben scheint. Rosarosa, die Künstlerin, schwankt trotz allen Idealismus zwischen Zeit und Ewigkeit, ja, die Welt fliehend, um ihre Kunst dem Heiligen und ihr Leben dem Unvergänglichen zuzuwenden, muß sie unfreiwillig nach dem freierwählten Tode mit ihrem seelenlosen Leibe noch der Weltlust dienen. Rosablanka endlich neigt sich spielend in unbefangener Reinheit zur Erde; auch sie ist gut und edel, aber noch irdisch gesinnt, wie die irdische, wenn auch reine Liebe, die sie im Herzen trägt. Dieselben Typen begegnen uns in der Chronika, und zum Ueberfluß weist uns der Dichter noch ausdrücklich darauf hin, wenn er den alten Ritter sagen läßt: „Du meinst also, Johannes, es gebe dreierlei Arten von gottgefälligen Menschen: die geistlichen, welche ihr ganzes Leben schon vor dem Tode bloß dem Herrn aufopfern und die weltlichen, welche in häuslicher Treue und Zucht ihre Kinder zur Gottesfurcht und Arbeit erziehen; dann aber noch welche, in denen sich Beides verbinde. Ich muß Dir wohl gestehen, daß ich früher solcher Menschen nicht gedacht habe und nun gar wohl begreife, wie sie auf gefährlicher Bahn zwischen Himmel und Erde wandeln, denn sie können leicht straucheln, und sollten sie wohl sich mit ihren Künsten und tiefen Gedanken zu Gott halten, damit sie nicht mächtige Diener der Welt werden.“

Der Leser fühlt, wie tief und wahr diese schlichte Gegenüberstellung, wie ernst und begründet die Mahnung an das Zwitterwesen der Kunst und seine Vertreter ist. Ebenso schön ist aber, was unmittelbar vorausgeht, wenn es heißt „Ottilia, die Braut des Himmels, und Gundelindis, die Braut der Erde, könnten in Pelagia's Schooß sich die Hände reichen“, und es sei „als müßte man Pelagia (die Kunst) den seligen Bund des Himmels und der Erde nennen.“ Ob es unbewußter oder beabsichtigter Symbolismus ist, wenn gerade Pelagia, die heitere, heilige Kunst als Adoptivkind des deutschen Ritters aus dem Orient kommt, eine Frucht der Kreuzfahrt, können wir dahingestellt sein lassen, da es der objektiven Schönheit und Tiefe des Gedankens keinen Eintrag thut. Als dunkle Seite zu Pelagia haben wir die arme Athala mit ihrem „unglücklichen Gemüth. Sie ist stets voll Zweifel und Besorgniß und kann ihre Hoffnung nicht recht von irdischem Gut abwenden. Auch bei der kleinsten Verrichtung ist sie zum Voraus eines übeln Ausgangs besorgt und wenn es dann gelingt, so hat sie keine Freude und nennt es Zufall.“ Man braucht eben nicht lange durch's Leben gegangen zu sein, um solch' einem „unglücklichen Gemüthe“ zu begegnen, aber unseres Wissens fiel es nur Brentano ein, dasselbe als künstlerisches Motiv in dieser Form zu verwerthen, weil vielleicht Keiner es so tief an sich empfunden als er.

Die vier Töchter Veltlins mit ihren verschiedenen Charakteren sollten also das Grundgewebe der Erzählung abgeben. Da überdies Ottilia und Gundelindis ihren Beruf schon unwiderruflich gewählt, und die Eine auf den Tag ihrer Einkleidung im Stift, die Andere auf die Rückkehr des Verlobten wartet, so erübrigen dem Dichter zur künstlerischen Entwicklung nur mehr die zwei unfertigen Charaktere und noch unbestimmbaren Existenzen Pelagia's und Athala's. Trügt der allgemeine Eindruck nicht, so ist Letztere einem düsteren Schicksal mit traurigem aber freigewolltem Ausgang geweiht, während Erstere sich immer heiterer verklären

und reinerer heben soll. — Eine Vermuthung über die von Brentano beabsichtigte Verwicklung und Lösung werden wir an geeigneter Stelle zur Sprache bringen.

Anmerkungen zum Text.

1) Was den Schauplatz der Handlung betrifft, waltet zwischen den beiden Fassungen der Chronika ein bedeutender Unterschied, der in literärgeschichtlicher Hinsicht nicht ohne Interesse ist. Die ältere Chronika spielt in Franken, am Main, in einem Dorf und einer Burg Eberach; die jüngere dagegen im Lahnthal oberhalb Ems bei Kloster Arnstein, der Laurenburg und dem Polsnicher Hofe. Wie kam es, daß Brentano bei einem Werke, das nach bisher allgemeiner Annahme der Limburger-Chronik seine Entstehung verdankte, nicht einmal die Limburgische Gegend zum Schauplatz seiner Erzählung wählt, ja außer dem Namen des „Schreibers Johannes“ sorgfältig jeden Anschluß an die berühmte Quelle vermied? Wäre etwa die Bekanntschaft mit der Chronik erst späteren Datums, und hätte vielleicht bloß der jüngeren Bearbeitung zu Grunde gelegen? Obgleich Brentano bei dieser Neufassung seines Gedichtes die Gegend von Arnstein aus persönlicher Anschauung noch nicht kannte, gelang ihm deren poetische Beschreibung in einer so außerordentlich treffenden Weise, daß er sich selbst bei seinem ersten Ausflug dorthin darüber verwunderte. Vergl. Diel-Kreiten. Lebensbild Brentano's. II. 393 f.

2) Zur Vermeidung von Mißverständnissen bedarf dieser Abschnitt durchaus einer näheren Erklärung. Was dem Dichter vorgeschwebt hat, dürfte, klarer und prosaischer gesprochen, wohl Folgendes sein. Das Wort „Tugend“ ist nicht im gewöhnlichen, eng begrenzten Sinne, sondern als gleichwerthig mit „Heiligkeit“, „Vollkommenheit“ zu fassen, wie es denn auch an der angeführten Stelle im Evangelium heißt: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Der Anfang des letzten Satzes darf daher auch nicht so verstanden werden, als ob „die Ewigkeit der Natur“, der Schöpfung, das Wesen der Heiligkeit sei, wie es andererseits die Liebe und Allmacht Gottes sind, sondern zu dem Wort „Natur“ ist nothwendig, wie zu den anderen, diese Natur weiter erklärenden Worten „Liebe und Allmacht“, der Genetiv „Gottes“ zu ergänzen, so daß es heißt: „Die Ewigkeit der göttlichen Natur mit ihrer unendlichen, lebendigen Liebe und Allmacht ist das Wesen der Tugend.“ Ohne „Zahl und Maß“ — was der Dichter mit Recht von der „Ewigkeit“ aussagt — ist ja nicht die geschöpfliche Natur, sondern die göttliche Natur, ihre Liebe, ihr absolut einfaches, unveränderliches, unermeßliches Wollen. Die ewige Liebe Gottes aber ist das Wesen der Tugend, d. i. das wesenhafte Urbild der Vollkommenheit und wir, die „nach Gottes Ebenbild geschaffen“ worden, „sind nur tugendhaft, wenn wir“ jener wesenhaften Vollkommenheit „ähnlich werden.“ Dieser Sinn erhellt auch aus dem ganzen Zusammenhang der Stelle. Der Dichter will beweisen, daß derjenige „frömmer, dessen ganzes Leben ein einziges gutes Werk ist, als der, welcher seine Handlungen zählen kann.“ Er zeigt das 1. aus dem Leben Jesu, 2. aus dem Grundsatze, daß wir um so tugendhafter sind, je mehr wir der ewigen göttlichen Vollkommenheit, dem wesenhaften Urbilde der menschlichen Tugend, ähnlich werden; der ewigen Vollkommenheit ist natürlich ein das ganze Leben dauerndes Tugendwerk ähnlicher, als einzelne, abgerissene Handlungen. Eben daraus erklärt sich auch, was der Dichter von dem einzelnen Tugendakt, oder, wie er es nennt, der „That“ sagt. Keineswegs will er die guten Werke verwerfen; er behauptet nur, daß die Tugend ihrem Wesen nach nicht in einer einzelnen Handlung, sondern nur in einem dauernden „lebendigen, göttlichen Streben“ besteht, sowie das wesenhafte Urbild der Tugend „der ewige Wille und die unendliche Liebe“, etwas Immerwährendes ist. Er durfte unser Tugendstreben ein „göttliches“ nennen, weil es von Gott herrührt, auf Gott zielt und uns Gott verähnlicht. Daselbe ist

das höhere Leben, unversieglich auf Erden durch Kampf (ein „streitendes"), im Himmel kraft der göttlichen Belohnung (ein triumphirendes"). Mit den begleitenden innern Akten wird es von Gott belohnt, auch wenn wir durch die Umstände an äußeren Akten gehindert werden. Ohne dasselbe mag man äußere Tugendwerke verrichten; aber eine solche Handlungsweise hat keinen Bestand, sie wird „früher sterben", wie die künstlich im Winter gezogene Blume. Wundersam tiefsinnig schließt sich an diese Theorie das erläuternde Beispiel einer Gärtnerfamilie an. „Nur Eines ist nothwendig" — die Liebe; auf die äußere Lebensstellung — insoferne sie sonst von Gott gewollt ist — kommt es nicht an. Das blumenwindende Kind ist dem Vater ebenso lieb, als der im Schweiße des Angesichts grabende Sohn. So lange nur jeder in seinem Stande mit den ihm gewordenen Talenten wuchert, wird er als treuer Knecht belobt und belohnt. Keiner darf auf seine Stellung die Schuld seiner Tugendlosigkeit schieben, denn in allen Stellungen kann und soll er — lieben aus allen Kräften, aus ganzem Herzen und ganzer Seele. Das aber ist das höchste Gebot und die höchste Tugend.

3) Nämlich bei der heiligen Taufe, wenn der Priester dem Täufling geweihtes Salz auf die Zunge legt mit den Worten: „Accipe sal sapientiae; propitiatio sit tibi in vitam aeternam. Amen."

4) Diese Anschauung des fahrenden Schülers von der Bedeutung der Glocken ist durchaus dem Ideenkreise des Mittelalters entnommen; war doch der sogenannte „Glockenklang" eine sehr geläufige rechtliche Bezeichnung für das ländliche Gebiet oder die Umgebung einer Stadt, welche den einzelnen Pfarreien dieser Stadt zugewiesen waren.

5) In dieser Auseinandersetzung der Trauer Athala's durfte wohl mit Recht der Schlüssel für die eventuelle Verknüpfung und Lösung des „Knotens" der Erzählung zu suchen sein. Wir glauben nicht fehl zu gehen mit der Annahme, daß der Gegenstand der hoffnungslosen Liebe des armen Kindes gerade der Bräutigam ihrer Milchschwester ist, und sie daher wahrscheinlich mit sich gekämpft hat, ob sie nicht lieber vor dessen bevorstehender Rückkehr überhaupt das Haus des Ritters verlassen solle. Damit ist sehr wohl vereinbar, ja so erst recht verständlich, was Athala gleich bei ihrem ersten Auftreten spricht.

6) D. h. den schützenden Schranken einer für den Staat — die bürgerliche Gesellschaft — nützlichen Thätigkeit und geregelten Beschäftigung. Der Dichter selbst wußte es ja leider aus eigener Erfahrung, was es heißt, keinen festen, rechten Beruf zu haben. Bei einer so launenhaften Künstlerexistenz mußte nicht bloß das Herz unbefriedigt, der Charakter mehr oder minder ungeläutert bleiben, sondern auch die genialen Anlagen waren der Gefahr der „Verschleuderung", der Zerfahrenheit, ja sogar der Vernachläßigung ausgesetzt. Rührend ist in dieser Richtung auch das Geständniß des Dichters in der „Geschichte vom braven Kasper und dem schönen Annerl." Wir meinen jene Stelle, wo ihn die alte Großmutter über „sein Handwerk" befragt und er ganz verlegen ist, ihr eine Antwort zu geben.

7) Zur richtigen Erklärung dieser außerordentlich schwer zu verstehenden Parabel scheint es uns vor Allem nothwendig ein doppeltes Element wohl auseinander zu halten und zwischen dem objektiv dogmatischen Inhalt des Gleichnisses und den lyrisch-subjektiven, autobiographischen Zuthaten gut zu unterscheiden. Wären letztere nicht, so würde das Verständniß des ersteren keine Schwierigkeit haben. Nun aber vergißt der Dichter zuweilen, daß er es mit unbestimmten Persönlichkeiten, Repräsentanten einer allgemeinen Idee, zu thun hat und verwebt ganz subjektive, zur Richtigkeit und Vollständigkeit der Parabel durchaus unnöthige, daher verwirrende Einzelfälle hinein. Der „schöne Bettler" ist unverkennbar der Dichter selbst. Aber noch mehr. Wir halten dafür, daß besonders in der zweiten Hälfte nicht Alles genügend erklärt

werden kann, ohne daß man ein Stück Literaturgeschichte herbeizieht und auf den Kampf der Romantik mit den Klassikern zurückkommt. Diese Hypothese scheint auf den ersten Blick sehr gewagt, ja durch Brentano's eigene Worte geradezu ausgeschlossen. Sagt doch der Dichter in der Vorrede zum gedruckten Fragment, „es sei zu pädagogischen Zwecken entworfen worden, als er (Clemens) von der sogenannten Romantik noch wenig wußte.“ Was nun vorerst dieses Geständniß angeht, so muß es uns der Dichter schon zu Gut halten, wenn wir ihm die Competenz absprechen, über seine früheren Zustände etc. endgiltig zu urtheilen. Ein frappantes Beispiel, wie er sich oft in seinen Erinnerungen täuschte, bietet z. B. der Brief vom 12. Sept. 1826 an Böhmer, in welchem er das Kind der Laurenburger Els geradezu ein illegitimes nennt, und dadurch selbst die häßliche Wolke über seine reinste Schöpfung breitet. Thatsache ist, daß nicht bloß in der ersten Fassung, die wir jetzt geben, sondern auch in dem allbekannten gedruckten Fragment, das gerade Gegentheil ausdrücklich enthalten ist, Brentano sich also offenbar geirrt hat. Denn wie sollte sonst bei einem ungeregelten Verhältniß der Abt die Mutter des fahrenden Schülers einfachhin die „Laurenburgerin“ und diese sich selbst „des edlen Laurenburgers Weib“ genannt haben? Was nun die Romantik angeht, mag es ja immerhin wahr sein, daß Clemens damals (1803) noch nicht seine eigene poetische Richtung als zur Romantik gehörend ansah, es bleibt aber auch wahr, daß bereits sein zweites Jugendwerk, die Satyren, weiter nichts war als ein entschiedenes Eintreten in den Kampf der Romantiker gegen die Classiker. Ferner ist bekannt, wie zu Heidelberg dann der Streit erst recht entbrannte und Clemens mit Görres so unverzagt gegen den klassischen Hofrath Voß und seine Schule in's Feld zog. (Vergl. Biographie I, 229 ff.) Und seltsam, gerade Voß kam uns an gewissen Stellen der Parabel in's Gedächtniß, was dann freilich die Entstehung dieses Anhanges der Chronika um einige Jahre verspäten würde. Die Chronika in ihrer ersten Form stammt gewiß der Hauptsache nach aus dem Marburger Aufenthalt des Dichters (1803–1805). Sie mag denn auch ihrer Hauptanlage gemäß an erster Stelle „pädagogisch“ aufgefaßt worden sein, das hindert jedoch keineswegs, daß der Haupttheil der Schlußparabel nicht bloß späteren Ursprungs, sondern auch anderer Tendenz ist. Die These, welche der Dichter anfänglich noch in Marburg durch die Parabel beweisen wollte, war inzwischen zur Nebensache geworden, unter all den neuen Ideen, welche der Heidelberger Aufenthalt mir sich brachte. Bestimmtes läßt sich freilich in dieser Frage nicht entscheiden, da besonders über den Marburger und Heidelberger Aufenthalt die Nachrichten sehr spärlich sind. An Andeutungen fehlt es uns jedoch keineswegs.

In einem Briefe an Runge d. d. Berlin 21. Januar 1810 in welchem der Dichter dem Maler zum Behuf besseren Verständnisses der „Romanzen vom Rosenkranz“ sein Leben und seine Liebhabereien auseinandersetzt. Unter den Lieblingsdichtern zählt er auf: Gottfried von Straßburg mit Tristan und Isolde; Boccaz mit Fiametta, Calderon mit dem standhaften Prinzen und „den wahnsinnig gewordenen Württemberger Dichter Hölderlin“ mit einigen Oden. Dann fährt er über Letzteren fort: „Niemals ist vielleicht hohe, betrachtende Trauer so herrlich ausgesprochen worden. Manchmal wird dieser Genius dunkel und versinkt in den bitteren Brunnen seines Herzens; meistens aber glänzt sein apokalyptischer Stern Wermuth wunderbar rührend über das weite Meer seiner Empfindung.“ (Ges. W. VIII, 139.) Diese letzte Charakterisirung Hölderlins ist nicht bloß dem Ideenkreis sondern auch dem Wortlaut der Parabel durchaus entnommen und soviel wir Brentano's Art kennen, gab gerade die Erscheinung des schwäbischen Dichters ihm die seltsame apokalyptische Anschauungsweise, welche er dann seiner Parabel einwebte. Die Bekanntschaft mit Hölderlin's Werken fällt aber frühestens in die Jahre des Heidelberger Aufenthaltes d. h. 1807 und 1808 wo Seckendorf's Musen-Almanache

Beiträge von Hölderlin brachten. Auch das ist charakteristisch, daß in dem oben angeführten Brief zugleich mit den Oden Hölderlins mittelalterliche Ritterdichtungen als Lieblinge Brentano's aufgezählt und in der Parabel gerade Personen eingeführt werden, welche derlei romantischen Dichtungen entnommen sind. Ueber die Rolle des Goethe'schen „König von Thule" darf Niemand erstaunt sein; denn für Brentano war Goethe neben Shakespeare die Verkörperung der Kunst überhaupt (Vergleiche Gs. W. VIII 139), das Haupt der rechten romantischen Dichter, zumal seit der günstigen Critik des Wunderhorn's. Von allen Dichtungen des „Olympier's" aber war ihm keine so in's Herz gewachsen, so ahnungsreich und symbolisch tief erschienen als gerade dieses Lied. (Vergl. Biographie I, 114.) Kein Wunder also, daß er die von Göthe erfundene Sage zum Kern einer größeren dichterischen Fabel macht, und für die Gestalt des Königs von Thule thun möchte, was spätere Dichter mit der von ihm selbst erfundenen Loreley gethan haben.

Bei diesen anscheinend unzusammenhängenden Fingerzeigen lassen wir es für das Allgemeine bewenden; im Verlauf der Erzählung werden wir noch auf andere Einzelheiten aufmerksam zu machen haben.

Denjenigen, welche die Biographie Brentano's nicht zur Hand haben, geben wir nachstehend noch dasjenige, was wir dort über den allgemeinen Inhalt der Parabel gesagt haben, obgleich wir gerne eingestehen, daß dasselbe keineswegs erschöpfend sein sollte noch konnte, sondern nur eine Idee der Gedankenordnung geben wollte, in welcher sich Brentano bewegt. „An die Einleitung knüpft der Dichter die Erzählung von dem Untergange zweier Schwestern, die ihre Liebe nicht in Gott aufgehen ließen, sondern in die Schlingen des „Perlengeistes" gerathen und elend zu Grunde gingen, bis die aufopfernde Trauer sie rettete. Der „Perlengeist aber ist der Geist der weltlichen Eitelkeit und Liebe, der irdischen Freude und der sie begleitenden Trauer." Bald als schöne Jungfrau, bald als liebreizender Jüngling lockt er die armen Menschen an, vorzüglich durch Gesang und liebliche Töne. Mit Erdenschönheit und Erdenlust, die ihn wie mit einem leuchtenden Perlengeschmeide zieren, versteht er zu prunken. Denen, die ihm folgen schüttet er Perlen in den Schooß und sie selbst weinen Perlen, Perlen der Trauer über den Mißbrauch ihrer irdischen Gaben. Denn in der Erdenliebe ohne Gott ist kein Friede, keine Ruhe und kein Glück zu finden und darum wird die Wohnung des Perlengeistes mit Recht „die Kammer der steinernen Trauer" genannt. Der Perlengeist hat sich die Künste zur Verführung der Menschen unterthan gemacht; deshalb muß ihn auch die heilige Kunst im Dienste der reinsten und heiligsten Erdenschönheit, der allerseligsten Jungfrau Maria besiegen. Aber selbst diese heilige Kunst besiegt ihn nur dann, wenn sie in Demuth geübt wird und mit treuem Gebete verbunden ist. Dem „schönen Bettler" in der Parabel fehlte die Demuth und deßhalb ging er trotz des Gebetes schließlich an der Obmacht des Perlengeistes zu Grunde. Doch Gott ist gütig gegen die Menschen; er läßt den Strahl eines Sternes, der „Wermuth" heißt, in die steinerne Kammer der Trauer fallen, in welcher die verführten Menschen weinen. Dann vergessen sie sich selbst, halten ihren Schmerz gering für ihre Thorheit und weinen eine Thräne, welche ihre Rettung bedingt, „die Thräne der Andacht oder des Mitleids." Es sind dies jene Thränen, „welche fließen um das Leiden des Herrn, um die eigene Unvollkommenheit, um die Sünde der Welt und um das Lamm, welches sie getragen. Diese Thränen werden von der Sonne aufgeküßt, und Morgens stehen sie als Perlen des Thaues segnend auf den Auen; sie mehren die Gnade des Herrn und seinen Segen." Vergl. Biographie I, 192 f.

8) Hier wie am Schluß der Chronika spricht der Dichter von drei thörichten Jungfrauen, später ist nur von zweien die Rede. Zudem stimmt mit der Illustration des alten Buches, welche

den Anlaß zur Mittheilung dieser Parabel gab, keine einzige Scene der nachfolgenden Erzählung. So schön und tiefwahr es ferner ist, wenn, wie im Folgenden geschieht, der Unterlassung des Morgengebetes eine so große entscheidende Wichtigkeit für den ganzen Tag beigelegt wird, so hätten wir doch nach einer so feierlichen, durch Belege aus Geschichte, Vernunft und Offenbarung zu einer wahren Thesis ausgearbeiteten Einleitung über das Erstlingsopfer der Liebe eine ganz andere, dichterischer Entwicklung mehr fähige Unterlassungssünde von Seiten der unglücklichen Jungfrauen erwartet, als das nicht geschehene Morgengebet. Hat es daher mit unserer eben aufgestellten Hypothese einer Unterbrechung des Fragmentes seine Richtigkeit, so dürfte unschwer an dieser Stelle der Schlußsatz des alten zu suchen sein und mit dem folgenden die neuere Fortsetzung beginnen. Während der Zwischenzeit waren dem Dichter wie gewöhnlich eine Menge anderweitiger Gedanken gekommen, welche die ursprüngliche Idee vollständig in den Hintergrund drängten. Und in der That, die Geschichte des Untergangs der drei (zwei) Fräulein schrumpft zur Nebensache zusammen, sie bildet eigentlich nur eine Folie zur Geschichte des Perlengeistes.

9) Dieser Ausruf der Unglücklichen scheint uns mit Absicht vom Dichter in einen etwas gespreizten, gegen die gemüthliche Einfalt des Uebrigen abstechenden Stil gekleidet; der „Sonnengott“ klingt ganz klassisch-heidnisch.

10) Eitelkeit und Sinnlichkeit — die zwei großen Lockungen für die Jugend!

11) Kürzer und ergreifender hätte der ganze Taumel der Leidenschaft nicht geschildert werden können.

12) Den Grund dieses, unter sothanen Umständen wohl etwas auffallenden Singens siehe weiter unten.

13) Bei der Persönlichkeit des Schiffers hat dem Dichter der apostolische und klösterliche Beruf vorgeschwebt, wie es denn auch wirklich später zu einem doppelten Klosterbau auf der Insel kommt.

14) Hier wie im Godwi betrachtet der Dichter seine literarische Thätigkeit als bereits abgeschlossen nnd sich selbst als gestorben. Welches aber die Bedeutung des geheimnißvollen Buches sei, wird im Verlauf mehr ahnen gelassen als ausgedrückt; wir gehen aber kaum fehl, wenn wir die poetische Literatur überhaupt, d. h. die Summe der Werke aller Poeten darunter verstehen, insofern sie Gemeingut geworden sind. Die soll man freilich nicht in die Hände der Jugend als nur mit strengster Auswahl legen. Das eben war, wie später erzählt wird, eine der Hauptversuchungen des schönen Bettlers (Brentano), daß er in diesem Perlmutterbuche lesen lernen wollte. Der Dichter konnte es nämlich sein ganzes Leben hindurch nicht vergessen, wie verhängnißvoll für ihn eine einzige Jugendlektüre gewesen war. „Als ein Knabe von etwa zehn Jahren“ schreibt er, „ward ich in Pension bei einem alten sehr frommen Ex-Jesuiten erzogen; ich entdeckte in dessen Büchersammlung eine deutsche Uebersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem und las sie heimlich zu meinem großen Unsegen. Die Liebeshändel von Rinaldo und Chlorinde, und besonders die schöne Zauberin Armida verwirrten mein ganzes Gemüth und legten einen tiefen, ersten unzerstörlichen Grund, aus welchem mir viel verderbliche Leidenschaft aufgegangen, so daß mir von damals bis jetzt der Tasso als ein gefährliches Buch für die Jugend erschienen ist.“ (Vergl. Lebensb. I, 31; II, 547 ff.) Da er das Schreckliche solcher Lektüre an sich erfahren, wurde Clemens im späteren Leben nicht müde, Eltern und Erzieher zu mahnen, doch ja ihre Pflegebefohlenen vor ähnlichem Unglück zu bewahren. So läßt er auch hier das Buch erst in der Jungfrau Hände legen, nachdem sie versichert hat, des Lesens unkundig zu sein. Was Brentano wohl über das heutige Lesen der Jugend sagen möchte?

15) Ueber die verschiedenen dunklen Ausdrücke und Benennungen in diesem Abschnitte vergl. weiter unten.

16) D. h. das „Ave Maris stella.“ Zwar nicht ohne Bezug auf die Scenerie und zur Herstellung eines poetischen Parallelismus mit der „Stella Absinthium“ (Apoc. 8, 11) dem Wermuthsstern der Parabel, hat Brentano doch hauptsächlich aus tieferen Gründen das Lied vom Meeresstern an dieser Stelle verwerthet. Es ist allgemeine Ueberzeugung der Christen und ein Ergebniß täglicher Erfahrung, daß kein Mittel gegen die Versuchungen, speciell die Leidenschaften der Jugend so wirksam und erfolgreich ist, als gerade das demüthige Gebet zu der Unbefleckten. Auch in dem anderen Sinne, d. h. dem künstlerischen Verstande der Parabel, bleibt es wahr, daß das Ideal, welches die Kunst vor dem Versumpfen und Ersterben in den Morästen des Materialismus bewahrt, immer das Bild, die Liebe und Verehrung der reinen, jungfräulichen Himmelskönigin bleibt.

17) Ueber Zahl und Lage, sowie Entstehungsgeschichte der verschiedenen Grotten siehe weiter unten im Text.

18) Wie sich aus dem weiteren Verlauf der Parabel bis zur Evidenz ergibt, muß an dieser Stelle umgekehrt der Jüngling die Leiche der Braut halten. Es wird nämlich erzählt, wie die Jungfrau vom Strudel verschlungen und vom Bettler als Leiche gefunden wurde.

19) Die angedeutete Stelle der Offenbarung findet sich in VIII 10 f. und lautet: „Und der dritte Engel posaunete, und es fiel vom Himmel ein großer Stern, brennend wie eine Fackel und er fiel in den dritten Theil der Flüsse und in die Quellen der Wasser. Und der Name des Sternes wird genannt Wermuth (Absinthium) und es ward der dritte Theil der Wasser zu Wermuth, und viele der Menschen starben von den Wassern, weil sie bitter geworden waren.“ Außer dem Namen des Sternes und seiner Beziehung zu bitteren Brunnen hat übrigens Brentano dem hl. Texte nichts entnommen.

20) Die Doppelbedeutung der Thränen an dieser Stelle ist zu bemerken. Einmal meint Brentano damit die Verdienstlichkeit der christlichen Trauer um fremde Schuld und fremdes Elend; dann aber auch die Kunst, welche den Schmerz adelt, idealisirt. Durch Besingung des Kummers und Elendes große weltliche Güter erlangen will der Weltschmerzdichter; das aber ist eine Profanation der Kunst, vor der jedes edle Herz zurückschreckt. So auch hier die Jungfrau.

21) Man vergesse nicht, daß die steinerne Trauer eine Persönlichkeit und nicht eine Abstraktion ist. Ihre Geschichte weiter unten.

22) Dieses Ablauschen und Verzeichnen war die Arbeit der alten Mönche, welche uns die Meisterwerke des klassischen Heidenthums überliefert haben. Sie waren „die starken Männer“ welche sich dieser gefährlichen Arbeit zum Heile der Menschheit unterzogen, nicht weil der Inhalt jener Meisterwerke für sie ein Ideal gewesen, sondern weil auch er in seiner Vollkommenheit ein *παιδαγωγος εις χριστον* war. Keinenfalls aber übte auf die alten Pioniere der Literatur die klassische Form jenen Zauber, der nachher im Verlauf der Renaissance so verderblich wurde und der schließlich auch den Inhalt zugleich als Ideal betrachten ließ.

23) Herrlicher als es hier geschieht, kann der Geist des Heidenthums, insofern er nicht mehr die Uroffenbarung zum Ausdruck bringt, nicht geschildert werden. Das ist das Summarium von Hellas und Rom.

24) Hier haben wir es im letzten Abschnitte „Da die feine Strafe“ u. s. w. mit einer lückenhaften oder sonst defekten Abschrift zu thun, welche wohl schwerlich einer irgendwie erträglichen Deutung fähig ist.

25) Die Braut des Meergeistes.

26) D. h. der Perlengeist.

27) Bekanntlich zog sich nach der Sage das Wasserweib gewöhnlich an einem Samstag, dem Tag der Jungfrau, vorgeblich zum Gebet zurück. Vergl. z. B. bei Kretschmer, Volkslieder II Nr. 7. Dort sagt Melusine zum Grafen von Lützelburg:

„Nur aber an dem Saterstag (Samstag)
Dann schließ ich mich in's Schlafgemach,
Damit ich drinnen beten mag“ etc.

28) Der bekannte „Fischer“ von Goethe.

29) Hier soll also der Becher dieselbe Rolle spielen, wie in der Karlssage der Ring der Fastrada; in beiden Fällen ist Rede von der Anhänglichkeit an eine unerlaubte Leidenschaft.

30) Sinnbildlich that dies auch die christliche Cultur durch Benutzung der heidnischen Geistesschätze. Durch ein unkluges, stolzes und ohne Gebet unternommenes Wagniß derselben Art kamen wir auf der anderen Seite zum Humanismus und modernen Heidenthum. Vergl, oben Anmerkung 22.

31) Daß Brentano die Bedeutung der einzelnen Gegenstände beständig ändert, darf bei dem in der Vorbemerkung Gesagten nicht Wunder nehmen. Hier verstehen wir unter dem Becher von Thule die deutsche Volkspoesie, welche von dem, durch das Neu-Heidenthum verführten König d. h. den Gebildeten der Nation einst war verworfen worden und lange Zeit versteckt und versunken in den Wogen ruhte, bis die Romantiker sie wieder aufsuchten und dem Heiligen dienstbar machen wollten.

32) Die heidnische Literatur ist in gewissem Sinne die Mutter der christlichen d. h. was die Form betrifft. Wir können diese Stelle jedoch ebenso allgemein fassen und sagen: in einem jeden Menschen ist ein doppeltes Leben, ein doppelter Trieb, nach oben zum Vater — nach unten zur Erde, zur Sinnlichkeit, zur Sünde, von der unsere verdorbene Natur wie von einer Mutter stammt.

33) Wie herrlich wird hier der Fall des Bettlers, der gleichsam dem Einsiedler in seinem apostolischen Berufe gefolgt war, zuerst mit einer falschen Zuversicht, dann aber mit der unlauteren Wißbegier eingeleitet. So läßt G. Sand in ihrem „Spiridion“ den Pater Alexius seinen Glauben durch Lesung aller Häretiker verlieren, weil er die Lesung in stolzer Neugier unternahm „um der Wahrheit auf den Grund zu kommen.“ So fielen und verdarben noch manche und anfangs tüchtige Kämpen der Wahrheit, wie es besonders der Freund der eben genannten Romanschreiberin — der stolze Lammenais durch sein eigenes Beispiel leider bewiesen hat.

34) Mit der Vernachlässigung der Standespflichten nimmt Gefahr und Sünde zu.

35) Auch die natürlichen Tugenden verlieren sich bisweilen ganz auffallend, ja verkehren sich nicht selten, in ihr Gegentheil, sobald einmal der Mensch von einer Leidenschaft sich hat erfassen lassen. Besonders gern folgt eine Verbitterung des ganzen Charakters dem bewußten Abfall von der Wahrheit.

36) Wer denkt hier nicht an die Scene der beiden Lesenden im Inferno des Dante?

37) Wie sich eigentlich der Dichter den Untergang jener Personen gedacht, ist nicht recht klar. Nach ihren Vergehen, d. h. dem frevelhaften Sichhingeben an den Perlengeist, sollte man an eine ewige Strafe denken; Brentano scheint aber bloß eine Art Fegefeuer angenommen zu haben, aus welchem noch Erlösung möglich war. Nun die Geschichte ist ja bloß poetische Parabel.

Dies Büchlein fromm und lobesam / zu erst
in Marburg zum Vorschein kam. / Ein guter
Meister hochgeacht't / Clemens Brentano hat's
erdacht. / Dann ward es wieder in unsern Zei-
ten / ans Licht gestellt von Pater Kreiten / Herr
Steinle, mit alter Künstlerhand, / sechs traute
Bildlein dazu ersann. / Vnd als die Geschichte
fertig war / Dr. Huttler sie hat gedruckt
fürwahr / zu München in der
Hofstatt nach Christi Geburt /
als die Jahreszahl
m·d·ccc·l·xxx·iii
gezählet
wurd.

Litterarisches Institut von Dr. M. Huttler.

J. [illegible]